

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

JOHN
SCALZI

KRIEG DER
KLONE

DIE TRILOGIE

Aus dem Amerikanischen
von Bernhard Kempen

 | TOR

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Tor
Frankfurt am Main, Juni 2020

Old Man's War © 2005 John Scalzi

The Ghost Brigades © 2006 John Scalzi

The Last Colony © 2007 John Scalzi

Die deutschen Erstausgaben erschienen 2007 und 2008 im Heyne Verlag, München.

Die Übersetzungen wurden für die vorliegende Neuauflage noch einmal durchgesehen.

Deutsche Neuauflage

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Dieses Werk wurde vermittelt durch

die Literarische Agentur Thomas Schlück, Hannover,
für die Ethan Ellenberg Literary Agency, New York.

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-70000-4

INHALT

KRIEG DER KLONE
7

GEISTERBRIGADEN
301

DIE LETZTE KOLONIE
611

KRIEG DER KLONE

*Für Regan Avery, den ersten außerordentlichen Leser
Und immer für Kristine und Athena*

1. TEIL

1

An meinem fünfundsiebzigsten Geburtstag tat ich zwei Dinge. Ich besuchte das Grab meiner Frau. Dann ging ich zur Armee.

Der Grabbesuch war das weniger dramatische dieser beiden Ereignisse. Kathy liegt auf dem Friedhof Harris Creek, eine knappe Meile von meinem Haus entfernt, in dem wir unsere Kinder großgezogen haben. Sie auf dem Friedhof zu begraben war schwieriger, als es vielleicht hätte sein sollen. Keiner von uns beiden hatte damit gerechnet, eine Bestattung zu benötigen, also hatten wir keine Vorkehrungen getroffen. Es kann ziemlich beschämend sein, mit einem Friedhofsverwalter darüber diskutieren zu müssen, dass die eigene Frau keine Reservierung für ihr Begräbnis gemacht hat. Schließlich hat mein Sohn Charlie, der zufällig Bürgermeister ist, ein paar Hebel in Bewegung gesetzt und die Grabstelle besorgt. Es hat seine Vorteile, der Vater eines Bürgermeisters zu sein.

Das Grab ... einfach und schlicht, mit einer kleinen Tafel statt einem großen Grabstein. Der krasse Gegensatz zu Sandra Cain, die genau neben Kathy liegt. Ihr eher übergroßer Grabstein aus poliertem schwarzem Granit ist mit ihrem Schulabschlussfoto und einem sentimentalen Zitat von Keats verziert, in dem es um Tod und Jugend geht. Typisch Sandy. Kathy hätte sich darüber amüsiert, wenn sie wüsste, dass sie mit ihrem großen dramatischen Grabstein direkt neben ihr parkt. Ihr ganzes Leben lang hat Sandy in einem eifrigen Wettstreit mit Kathy gelegen. Wenn Kathy mit einer Torte zum Kuchenverkauf kam, schleppte Sandy mindestens drei an und kochte in stiller Wut, wenn Kathys Kuchen zuerst verkauft war. Kathy hätte ver-

sucht, das Problem zu lösen, indem sie vorsorglich einen von Sandys Kuchen kaufte. Aber es war immer schwer zu sagen, ob die Sache für Sandy dadurch besser wurde.

Ich vermute, Sandys Grabstein ist so etwas wie das letzte Wort in der Angelegenheit, ein Abschluss, der sich nicht mehr übertreffen lässt, weil Kathy ja schon tot war. Andererseits erinnere ich mich nicht, dass irgendwer jemals Sandys Grab besucht hätte. Drei Monate nach ihrem Dahinscheiden verkaufte Steve Cain das Haus und zog nach Arizona, mit einem Lächeln, das so breit war wie die Interstate 10. Einige Zeit später schickte er mir eine Postkarte. Er war dort mit einer Frau zusammengezogen, die vor fünfzig Jahren ein Pornostar gewesen war. Nachdem ich diese Information erhalten hatte, fühlte ich mich eine Woche lang unsauber. Sandys Kinder und Enkel wohnen eine Stadt weiter, aber sie könnten genauso gut nach Arizona gezogen sein, wenn man bedenkt, wie oft sie das Grab besuchen. Seit der Beerdigung wurde Sandys Keats-Zitat vermutlich von niemand mehr gelesen, nur noch von mir, wenn ich auf dem Weg zu meiner Frau daran vorbeikam.

Auf Kathys Schild stehen ihr Name (Katherine Rebecca Perry), ihre Lebensdaten und die Worte GELIEBTE FRAU UND MUTTER. Immer wieder lese ich diese Worte, jedes Mal, wenn ich sie besuche. Ich kann nicht anders, denn diese vier Wörter fassen treffend ein ganzes Leben zusammen. Sie verraten nichts weiter über Kathy, wie sie ihre Tage zubrachte oder welcher Arbeit sie nachging, welche Interessen sie hatte oder wohin sie gerne verreiste. Man erfährt nicht, was ihre Lieblingsfarbe war oder auf welche Weise sie ihr Haar am liebsten trug, welche Partei sie wählte oder was für eine Art Humor sie hatte. Die Worte sagen nichts über sie aus, außer dass sie geliebt wurde. Und so war es. Sie selbst hätte es als völlig ausreichend empfunden.

Diese Besuche sind mir ein Gräuel. Ich verfluche die Tatsache, dass meine Frau nach zweiundvierzig Jahren Ehe gestorben ist, dass sie an jenem Samstagmorgen eben noch in der Küche stand und eine Schüssel mit Waffelteig anrührte, während sie mir von der Putzaktion des Bibliotheksausschusses am Vorabend erzählte, und im nächsten Moment lag sie am Boden, von einem Schlaganfall geschüttelt. Es ist mir ein Gräuel, dass ihre letzten Worte »Wo zum Teufel habe ich die Vanille hingetan?« lauteten.

Ich verfluche die Tatsache, dass aus mir ein alter Mann geworden

ist, der auf den Friedhof geht, um bei seiner verstorbenen Frau zu sein. Als ich noch (beträchtlich) jünger war, hatte ich Kathy immer gefragt, was der Sinn des Ganzen sein soll. Ein Haufen aus Knochen und verwesendem Fleisch, der einmal ein Mensch war, ist kein Mensch mehr, sondern nur noch ein Haufen aus Knochen und verwesendem Fleisch. Der Mensch ist nicht mehr da, zum Himmel oder zur Hölle gefahren oder sonst wohin oder gar nicht mehr existent. Genauso gut konnte man ein Stück Rindfleisch besuchen. Wenn man älter geworden ist, sieht man es immer noch genauso. Aber es ist einem egal. Es ist alles, was man noch hat.

Sosehr ich den Friedhof hasse, bin ich trotzdem froh, dass es ihn gibt. Meine Frau fehlt mir. Auf dem Friedhof fällt es mir leichter, den Verlust zu empfinden, an einem Ort, wo sie immer nur tot war, leichter als an all den anderen Stellen, wo sie gelebt hat.

Ich bin nicht lange geblieben. Ich bleibe nie lange. Nur bis ich wieder die Wunde spüre, die nach fast acht Jahren immer noch frisch ist. Außerdem erinnert sie mich daran, dass ich noch andere Dinge zu tun habe, als ein alter Trottler zu sein, der auf einem Friedhof herumsteht. Sobald ich die Wunde wieder spürte, machte ich kehrt und ging, ohne mich noch einmal umzuschauen. Es sollte das letzte Mal sein, dass ich das Grab meiner Frau besuchte, aber ich wollte nicht zu viel Mühe darauf verwenden, mich daran zu erinnern. Wie gesagt war der Friedhof der Ort, wo sie immer nur tot war. Es bringt nicht allzu viel, sich daran zu erinnern.



Aber im Grunde war es auch nicht besonders dramatisch, zur Armee zu gehen.

Die Stadt, in der ich lebte, war viel zu klein für eine eigene Rekrutierungsstelle. Ich musste nach Greenville fahren, der Bezirkshauptstadt, um mich einzuschreiben. Das Büro war klein und lag an einer unscheinbaren Einkaufsstraße. Links davon gab es ein staatliches Spirituosengeschäft, rechts davon einen Tattoo-Salon. Wenn man diese Läden in der falschen Reihenfolge betrat, konnte man am nächsten Morgen in großen Schwierigkeiten stecken.

Die Einrichtung des Büros war sogar noch unscheinbarer, sofern das überhaupt möglich ist. Sie bestand aus einem Schreibtisch mit einem Computer und einem Drucker, einem Menschen hinter dem

Schreibtisch, zwei Stühlen davor und sechs weiteren Sitzgelegenheiten an der Wand. Auf einem kleinen Tisch vor diesen Stühlen lagen Rekrutierungsbroschüren und ältere Ausgaben von *Time* und *Newsweek*. Natürlich waren Kathy und ich zehn Jahre vorher schon einmal hier gewesen, doch ich vermutete, dass sich seitdem nichts an der Einrichtung geändert hatte, die Zeitschriften eingeschlossen. Der Mensch schien neu zu sein. Zumindest erinnerte ich mich nicht, dass der Angestellte damals so volles Haar gehabt hatte. Oder Brüste.

Die Angestellte war damit beschäftigt, etwas in den Computer zu tippen, und blickte nicht auf, als ich eintrat. »Ich kümmere mich gleich um Sie«, murmelte sie. Es klang eher wie eine Pawlow'sche Reaktion auf das Öffnen der Tür.

»Lassen Sie sich Zeit«, sagte ich. »Ich sehe, wie voll es hier ist.« Dieser Versuch eines sarkastischen Scherzes wurde vollkommen ignoriert, genauso wie zehn Jahre zuvor. Es freute mich, dass ich immer noch gut in Form war. Ich setzte mich vor den Schreibtisch und wartete, dass die Rekrutierungsmitarbeiterin ihre wichtige Arbeit abschloss.

»Kommen oder gehen Sie?« Auch jetzt blickte sie nicht zu mir auf.

»Wie bitte?«

»Ob Sie kommen oder gehen?«, wiederholte sie. »Kommen Sie, um Ihre Bereitschaft zur Rekrutierung zu unterschreiben, oder gehen Sie, um Ihre Dienstzeit abzuleisten?«

»Ach so. Ich gehe.«

Diese Antwort veranlasste sie schließlich, mich anzusehen, und zwar durch eine ziemlich starke Brille. »Sie sind John Perry«, sagte sie.

»Genau. Wie haben Sie das erraten?«

Sie schaute wieder auf den Computermonitor. »Die meisten Leute, die zur Armee wollen, kommen an ihrem Geburtstag, obwohl sie danach noch dreißig Tage Zeit haben, sich offiziell einschreiben zu lassen. Heute haben wir nur drei Geburtstage. Mary Valory hat bereits angerufen, um zu sagen, dass sie nicht gehen will. Und Sie sehen nicht aus, als wären Sie Cynthia Smith.«

»Das freut mich zu hören.«

»Und da Sie nicht gekommen sind, um sich erstmals registrieren zu lassen«, fuhr sie fort, ohne auf meinen zweiten Versuch eines Scherzes einzugehen, »spricht einiges dafür, dass Sie John Perry sind.«

»Ich könnte einfach nur ein einsamer alter Mann sein, dem nach menschlicher Gesellschaft zumute ist.«

»So etwas passiert hier nur sehr selten«, sagte sie. »Die meisten Leute werden abgeschreckt, wenn sie nebenan die Jugendlichen mit den dämonischen Tattoos sehen.« Endlich schob sie die Tastatur zur Seite und schenkte mir ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. »Also gut. Dann weisen Sie sich bitte aus.«

»Aber Sie wissen doch schon, wer ich bin«, gab ich zu bedenken.

»Trotzdem wollen wir sichergehen.« Ihr Gesicht zeigte nicht die leiseste Spur eines Lächelns, als sie das sagte. Offenbar ging es nicht spurlos an einem vorüber, wenn man jeden Tag mit geschwätzigen alten Männern zu tun hatte.

Ich gab ihr meinen Führerschein, meine Geburtsurkunde und meinen Personalausweis. Sie nahm alles an sich, holte einen Handscanner aus einer Schreibtischschublade, schloss ihn an den Computer an und schob ihn zu mir herüber. Ich legte meine Handfläche darauf und wartete, bis der Scanvorgang abgeschlossen war. Sie nahm das Gerät wieder an sich und zog meinen Ausweis durch einen Schlitz an der Seite, um die Daten meines Handabdrucks abzugleichen. »Sie sind John Perry«, sagte sie schließlich.

»Damit wären wir wieder da, wo wir angefangen haben.«

Wieder ging sie nicht auf meine Erwiderung ein. »Als Sie vor zehn Jahren Ihre Bereitschaft zur Rekrutierung abgegeben haben, erhielten Sie Informationen über die Koloniale Verteidigungsarmee und über Ihre Pflichten im Fall eines Eintritts in die KVA.« Ihr Tonfall ließ darauf schließen, dass sie diese Worte seit Jahren mindestens einmal täglich aufsagte. »In der Zwischenzeit wurde Ihnen weiteres Auffrischungsmaterial zugeschickt, um Sie an Ihre Pflichten zu erinnern. Benötigen Sie zum jetzigen Zeitpunkt weitere Informationen oder eine Auffrischung, oder erklären Sie, dass Sie sich Ihrer künftigen Pflichten in vollem Umfang bewusst sind? Ich möchte Sie darauf hinweisen, dass es nicht unter Strafe steht, wenn Sie um eine Auffrischung bitten oder sich entscheiden, der KVA zum jetzigen Zeitpunkt doch nicht beizutreten.«

Ich erinnerte mich an die Einführungsveranstaltung. Der erste Teil hatte aus einer Zusammenkunft älterer Mitbürger bestanden, die im Gemeindezentrum von Greenville auf Klappstühlen saßen, Kaffee tranken und Donuts aßen und dem KVA-Apparatschik zuhörten, der

die Geschichte der menschlichen Kolonien herunterleierte. Dann teilte er Pamphlete über das Leben im Dienst der KVA aus, das genauso wie in jeder anderen militärischen Organisation abzulaufen schien. Während der Fragerunde stellten wir fest, dass er gar kein Angehöriger der KVA war, sondern nur eingestellt worden war, um Präsentationen in der Miami-Valley-Region durchzuführen.

Der zweite Teil der Einführungsveranstaltung war eine kurze medizinische Untersuchung. Ein Arzt kam herein, nahm mir Blut ab, tupfte über die Innenseite meiner Wange, um an ein paar Schleimhautzellen ranzukommen, und machte einen Gehirnschall. Offenbar hatte ich den Test bestanden. Seitdem erhielt ich jedes Jahr per Post ein neues Pamphlet – dasselbe, das schon bei der Einführungsveranstaltung ausgeteilt worden war. Ab dem zweiten Jahr warf ich sie in den Müll. Seitdem hatte ich das Pamphlet nicht mehr gelesen.

»Ich habe alles verstanden«, sagte ich.

Sie nickte, holte aus einer Schublade ein Blatt Papier und einen Stift und reichte mir beides. Auf dem Blatt standen mehrere Absätze mit genug Zwischenraum, um sie einzeln unterschreiben zu können. Ich erkannte es sofort wieder. Bereits vor zehn Jahren hatte ich ein recht ähnliches Dokument unterschrieben, die Erklärung, dass ich verstanden hatte, worauf ich mich zehn Jahre später einlassen würde.

»Ich werde Ihnen jetzt jeden Absatz vorlesen«, sagte sie. »Wenn Sie das Vorgelesene verstanden haben und einwilligen, unterschreiben Sie anschließend bitte mit Datum auf der Linie unmittelbar unter dem Absatz. Wenn Sie Fragen haben, stellen Sie sie bitte, nachdem ich den betreffenden Absatz vorgelesen habe. Wenn Sie etwas nicht verstanden haben oder nicht in das einwilligen, was Ihnen vorgelesen und erklärt wurde, unterschreiben Sie bitte nicht. Haben Sie das verstanden?«

»Das habe ich verstanden.«

»Sehr gut«, sagte sie. »Absatz eins: Ich, der Unterzeichnete, habe verstanden und bestätige, dass ich aus freiem Willen und ohne Zwang erkläre, in die Koloniale Verteidigungsarmee eintreten zu wollen für eine Dienstzeit von mindestens zwei Jahren. Zusätzlich verstehe ich, dass die Dienstzeit einseitig von der Kolonialen Verteidigungsarmee in Kriegs- und Krisenzeiten um bis zu acht weitere Jahre verlängert werden kann.«

Diese Verlängerungsklausel war mir nicht neu. Ich hatte die Pam-

phlete schließlich ein- oder zweimal gelesen. Dennoch fragte ich mich, wie viele Leute sie überlasen oder nicht glaubten, dass sie sich tatsächlich zu insgesamt zehn Jahren verpflichteten. Ich hatte den Eindruck, dass die KVA diese zehn Jahre nicht erwähnen würde, wenn sie nicht tatsächlich nötig wären. Aufgrund der Quarantänegesetze hörten wir nicht viel von den Kolonialkriegen. Aber was wir hörten, musste jedem klarmachen, dass da draußen im Universum keineswegs Frieden herrschte.

Ich unterschrieb.

»Absatz zwei: Ich habe verstanden, dass mein freiwilliger Eintritt in die Koloniale Verteidigungsarmee damit verbunden ist, Waffen zu tragen und sie gegen die Feinde der Kolonialen Union einzusetzen, bei denen es sich auch um andere menschliche Streitkräfte handeln könnte. Es ist mir untersagt, während meiner Dienstzeit das Tragen von Waffen zu verweigern oder religiöse oder moralische Einwände gegen militärische Handlungen vorzubringen, um mich dem Dienst zu entziehen.«

Wie viele Leute melden sich freiwillig zum Militärdienst, um ihn anschließend aus moralischen Gründen zu verweigern? Ich unterschrieb.

»Absatz drei: Ich habe verstanden und bestätige, dass ich gewissenhaft und ohne Verzögerung alle Befehle und Anweisungen ausführen werde, die mir von vorgesetzten Offizieren erteilt werden, gemäß dem Uniformcode der Richtlinien der Kolonialen Verteidigungsarmee.«

Ich unterschrieb.

»Absatz vier: Ich habe verstanden, dass ich durch den freiwilligen Eintritt in die Koloniale Verteidigungsarmee in jegliche medizinische, chirurgische oder therapeutische Behandlung einwillige, die von der Kolonialen Verteidigungsarmee als nötig erachtet wird, um meine Kampffähigkeit zu verbessern.«

Jetzt kam es. Der Grund, warum sich zahllose Fünfundsiebzighrige jedes Jahr freiwillig meldeten.

Vor langer Zeit hatte ich einmal zu meinem Großvater gesagt, dass man, wenn ich in seinem Alter war, eine Möglichkeit gefunden haben würde, die menschliche Lebensspanne dramatisch zu verlängern. Er hatte mich ausgelacht und erklärt, dass er in jungen Jahren dasselbe gedacht hatte. Trotzdem war er ein alter Mann geworden. Genauso

wie ich jetzt. Das Problem mit dem Altern ist nicht, dass eine Sache nach der anderen versagt, sondern dass alles auf einmal versagt.

Man kann das Altern nicht aufhalten. Mit Gentherapien, Ersatzorganen und plastischer Chirurgie kann man es eine Weile zurückdrängen, aber irgendwann holt es einen trotzdem ein. Wenn du dir eine neue Lunge einsetzen lässt, macht dir als Nächstes eine Herzklappe Probleme. Wenn du ein neues Herz hast, schwillt deine Leber zu einem aufblasbaren Kinderplanschbecken an. Nachdem man deine Leber ausgetauscht hat, gibt ein Schlaganfall dir den Rest. Das ist die Trumpfkarte des Alterns, denn es gibt immer noch keine Gehirnprothesen.

Die Lebenserwartung ist vor einiger Zeit bis auf nahezu neunzig Jahre angestiegen, und dort ist sie seitdem stehengeblieben. Beinahe hätten wir die magische Schwelle von hundert Jahren überschritten, doch dann scheint Gott dem Ganzen einen Riegel vorgeschoben zu haben. Die Menschen können länger leben und tun es auch, aber sie verbringen diese zusätzlichen Jahre trotzdem als Greise. Daran hat sich kaum etwas geändert.

Mach dir Folgendes klar: Wenn du fünfundzwanzig, fünfunddreißig, fünfundvierzig oder vielleicht sogar fünfundfünfzig bist, kannst du dir immer noch gute Chancen ausrechnen, etwas im Leben zu erreichen. Wenn du fünfundsechzig bist und dein Körper anfängt, den Geist aufzugeben, klingen diese mysteriösen »medizinischen, chirurgischen oder therapeutischen Behandlungen« plötzlich sehr interessant. Dann bist du fünfundsiebzig, deine Freunde sind gestorben, und man hat dir mindestens ein lebenswichtiges Organ ausgetauscht. Du musst jede Nacht viermal zum Pinkeln aufstehen und schaffst keine Treppe mehr, ohne anschließend aus der Puste zu sein. Und dann sagt man dir, dass du für dein Alter noch ziemlich gut in Form bist.

Allmählich kommt es dir fast wie ein Schnäppchen vor, all das gegen zehn gesunde Jahre im Militärdienst einzutauschen. Vor allem, wenn du dir überlegst, dass du in zehn Jahren fünfundachtzig sein wirst. Dann besteht der einzige Unterschied zwischen einer Rosine und dir darin, dass ihr zwar beide runzlig seid und keine Prostata habt, Letzteres aber für die Rosine nichts Neues ist.

Wie bewerkstelligt es also die KVA, den Alterungsprozess umzukehren? Niemand hier weiß das. Die Wissenschaftler auf der Erde

haben keine Erklärung und können die Methode nicht rekonstruieren, obwohl sie es fleißig probiert haben. Die KVA operiert nicht auf der Erde, also kann man keine Veteranen fragen. Aber die KVA rekrutiert ihre Leute auf der Erde, also wissen es auch die Kolonisten nicht, wenn man sie fragen könnte, was man nicht kann. Welche Therapien die KVA auch immer anwenden mag, sie tut dies nicht auf der Erde, sondern nur auf ihrem eigenen Territorium, fern von globalen und nationalen Institutionen. Also kann weder Uncle Sam noch sonst wer etwas ausrichten.

Ab und zu entscheidet eine Regierung, ein Präsident oder ein Diktator, der KVA die Rekrutierungen zu verbieten, wenn sie ihre Geheimnisse nicht offenbart. Die KVA lässt sich nie auf einen Streit ein, sie packt einfach ihre Sachen und verschwindet. Dann unternehmen alle Fünfundsiebzigjährigen plötzlich Auslandsreisen, von denen sie nie zurückkehren. Die KVA gibt keine Erklärungen, keine Rechtfertigungen, keine Hinweise. Wer herausfinden will, wie sie alte Menschen wieder jung macht, muss sich rekrutieren lassen.

Ich unterschrieb.

»Absatz fünf: Ich habe verstanden, dass ich durch den freiwilligen Eintritt in die Koloniale Verteidigungsarmee die Staatsbürgerschaft meiner politischen Nation aufgebe, in diesem Fall die der Vereinigten Staaten von Amerika, genauso wie das Aufenthaltsrecht für den Planeten Erde. Ich habe verstanden, dass meine Staatsbürgerschaft auf die Koloniale Union übertragen wird, im Besonderen auf die Koloniale Verteidigungsarmee. Weiterhin willige ich ein und habe verstanden, dass es mir durch die Beendigung meiner Staatsbürgerschaft und meines planetaren Aufenthaltsrechts untersagt ist, im Anschluss an meine Dienstzeit zur Erde zurückzukehren. Stattdessen wird mir durch die Koloniale Union beziehungsweise die Koloniale Verteidigungsarmee ein neuer Wohnsitz in einer Kolonie zugewiesen.«

Etwas einfacher ausgedrückt: Eine Heimkehr ist ausgeschlossen. Das ist ein fester Bestandteil der Quarantänegesetze, die von der Kolonialen Union und der KVA erlassen wurden. Die offizielle Begründung lautet, dass die Erde vor weiteren xenobiologischen Katastrophen wie der Schrumpelseuche geschützt werden soll. Die Leute auf der Erde waren damals ausnahmslos dafür. Erstaunlich, wie sehr sich ein Planet abzuschotten bereit ist, wenn ein Drittel der männlichen Bevölkerung innerhalb eines Jahres die Zeugungsfähigkeit verliert.

Inzwischen ist die Zustimmung hier nicht mehr so groß, weil sich viele auf der Erde langweilen und den Rest des Universums sehen wollen – und weil sie ihren kinderlos gebliebenen Großonkel Walt längst vergessen haben. Aber die KU und die KVA sind die Einzigen, die Raumschiffe mit Skip-Antrieb besitzen und interstellare Reisen unternehmen können. Damit ist alles klar.

(Und damit wird das Einverständnis, sich von der KU in irgend-einer Kolonie ansiedeln zu lassen, im Grunde überflüssig. Da sie als Einzige über Raumschiffe verfügen, kommt man nur dorthin, wohin sie einen bringen. Schließlich kann man nicht selbst mit den Raumschiffen herumfliegen.)

Eine Nebenwirkung der Quarantänegesetze und des Skip-Antriebs ist die Unmöglichkeit der Kommunikation zwischen der Erde und den Kolonien (sowie zwischen den Kolonien). Wenn man innerhalb eines sinnvollen Zeitraums eine Antwort auf eine Nachricht erhalten möchte, kann man diese nur von einem Raumschiff mit Skip-Antrieb befördern lassen. Die KVA ist widerwillig bereit, auf diese Weise Botschaften und Daten für offizielle Institutionen zu transportieren, aber allen anderen bleibt dieses Privileg verwehrt. Man könnte eine Antennenschüssel aufstellen und darauf warten, dass Funksignale von den Kolonien eintreffen, aber Alpha, die der Erde am nächsten liegt, ist dreiundachtzig Lichtjahre von hier entfernt. Damit wird ein angeregtes Zwiegespräch zwischen verschiedenen Planeten ziemlich unmöglich.

Ich habe nie danach gefragt, aber ich kann mir vorstellen, dass dieser Absatz die meisten Leute vor der Rekrutierung zurückschrecken lässt. Natürlich ist es nett, wieder jung zu sein, aber es ist etwas anderes, wenn man allen Menschen, die einem etwas bedeuten, den Rücken zukehren, wenn man alles aufgeben soll, was man in den vergangenen siebeneinhalb Jahrzehnten erlebt hat. Es ist verdammt schwer, sich von seinem ganzen bisherigen Leben zu verabschieden.

Ich unterschrieb.

»Absatz sechs, der letzte«, sagte die Rekrutierungsmitarbeiterin. »Ich habe verstanden und willige ein, dass ich zweiundsiebzig Stunden nach der letzten Unterschrift auf diesem Dokument beziehungsweise zum Zeitpunkt meiner Abholung durch die Koloniale Verteidigungsarmee für tot erklärt werde, im Sinne der Gesetze aller relevanten politischen Institutionen, in diesem Fall des Staates

Ohio und der Vereinigten Staaten von Amerika. Mein gesamtes Vermögen wird nach den gesetzlichen Bestimmungen aufgeteilt. Alle juristischen Pflichten, die im Todesfall erlöschen, verlieren in diesem Sinne ihre Gültigkeit. Sämtliche juristischen Titel, ob ehrenhaft oder nicht, sind hiermit nichtig, und all meine Schulden werden im Sinne des Gesetzes gelöscht. Ich habe verstanden, dass mir die Koloniale Verteidigungsarmee im Fall, dass ich noch keine Verfügung über die Verteilung meines Vermögens getroffen habe, auf Antrag juristische Unterstützung gewährt, um entsprechende Verfügungen zu treffen.«

Ich unterschrieb. Jetzt hatte ich nur noch zweiundsiebzig Stunden zu leben. Sozusagen.

»Was passiert, wenn ich die Erde nicht in den nächsten zweiundsiebzig Stunden verlassen habe?« Ich gab der Angestellten das Dokument zurück.

»Nichts«, sagte sie, während sie es wieder an sich nahm. »Nur dass Ihr gesamtes Vermögen, da Sie im Sinne des Gesetzes tot sind, gemäß Ihrem Testament aufgeteilt wird. Ihre Kranken- und Lebensversicherungen erlöschen oder werden an Ihre Erben ausgezahlt, und Sie stehen nicht mehr unter dem Schutz der hiesigen Gesetze, ganz gleich, ob es um Verleumdung oder Mord geht.«

»Also könnte mich einfach jemand erschießen, ohne dass es zu Strafmaßnahmen kommt?«

»Nicht ganz. Wenn jemand Sie ermorden sollte, während Sie im Sinne des Gesetzes tot sind, würde der Täter hier in Ohio vermutlich wegen Leichenschändung belangt werden.«

»Faszinierend«, sagte ich.

»Allerdings«, fuhr sie in ihrem irritierend sachlichen Tonfall fort, »kommt es normalerweise nicht so weit. Bis zum Ablauf der zweiundsiebzig Stunden können Sie jederzeit Ihre Einwilligung zur Rekrutierung zurücknehmen. Rufen Sie mich einfach hier an. Wenn ich nicht da bin, wird ein automatischer Anrufbeantworter Ihren Namen aufnehmen. Nachdem wir bestätigt haben, dass Sie tatsächlich Ihre Rekrutierung widerrufen haben, werden Sie von allen weiteren Verpflichtungen entbunden. Denken Sie jedoch daran, dass ein solcher Widerruf Sie unumstößlich von einer künftigen Rekrutierung ausschließt. Eine solche Entscheidung wäre endgültig.«

»Verstanden«, sagte ich. »Müssen Sie mich jetzt vereidigen?«

»Nein. Ich muss nur diesen Antrag weiterleiten und Ihnen Ihr Ti-

cket aushändigen.« Sie wandte sich wieder dem Computer zu, tippte in den nächsten Minuten verschiedene Sachen und drückte schließlich die Enter-Taste. »Der Computer erstellt nun Ihr Ticket. Es dauert noch etwa eine Minute.«

»Gut«, sagte ich. »Darf ich Ihnen eine weitere Frage stellen?«

»Ich bin verheiratet.«

»Das wollte ich gar nicht fragen«, sagte ich. »Bekommen Sie wirklich so viele Heiratsanträge?«

»Jede Menge. Allmählich nervt es.«

»Das tut mir leid«, sagte ich. »Ich wollte Sie fragen, ob Sie schon einmal wirklich einem Angehörigen der KVA begegnet sind.«

»Sie meinen, abgesehen von Rekrutierungswilligen?«

Ich nickte.

»Nein«, sagte sie. »Die KVA hat eine Firma mit der Abwicklung der Rekrutierungen beauftragt, aber keiner von uns ist ein Mitglied der KVA. Ich glaube, nicht einmal der Geschäftsführer gehört dazu. Wir erhalten das nötige Material und die Informationen nicht direkt von der KVA, sondern von der Botschaft der Kolonialen Union. Ich glaube nicht, dass Angehörige der Streitkräfte jemals einen Fuß auf die Erde setzen.«

»Stört es Sie gar nicht, für eine Organisation zu arbeiten, mit der Sie nie direkten Kontakt hatten?«

»Nein. Die Arbeit ist in Ordnung, und die Bezahlung ist überraschend gut, wenn man bedenkt, wie wenig Geld man in die Einrichtung dieses Büros gesteckt hat. Aber Sie wollen Mitglied einer Organisation werden, mit der Sie nie direkten Kontakt hatten. Stört Sie das gar nicht?«

»Nein. Ich bin alt, meine Frau ist tot, und es gibt für mich kaum noch einen Grund, warum ich hierbleiben sollte. Werden Sie eintreten, wenn die Zeit gekommen ist?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Es stört mich nicht, alt zu werden.«

»Das habe ich auch gedacht, als ich jung war«, sagte ich. »Es ist die Tatsache, jetzt alt zu sein, die mich stört.«

Der Drucker des Computers gab ein leises Summen von sich und spuckte etwas von der Größe einer Visitenkarte aus. Sie gab es an mich weiter. »Das ist Ihr Ticket. Es identifiziert Sie als John Perry und als Rekruten der KVA. Verlieren Sie es nicht. Ihr Shuttle startet genau vor diesem Büro, um Sie zum Flughafen von Dayton zu bringen,

und zwar in drei Tagen um acht Uhr dreißig. Wir empfehlen Ihnen, früh genug hier zu sein. Sie dürfen nur ein Stück Handgepäck mitnehmen, also überlegen Sie sich bitte sehr genau, was Sie einpacken. Von Dayton werden Sie um elf Uhr nach Chicago fliegen und von dort um vierzehn Uhr mit dem Delta nach Nairobi. Aufgrund der Zeitverschiebung werden Sie um Mitternacht in Nairobi eintreffen. Dort wird ein Vertreter der KVA Sie in Empfang nehmen. Dann haben Sie die Möglichkeit, die Zwei-Uhr-Bohnenstange zur Kolonialstation zu nehmen oder sich ein wenig auszuruhen und die Neun-Uhr-Bohnenstange zu nehmen. Ab da sind Sie in den Händen der KVA.«

Ich nahm das Ticket. »Was mache ich, wenn einer dieser Flüge verspätet landet?«

»Keiner dieser Flüge ist in den fünf Jahren, die ich hier arbeite, jemals verspätet eingetroffen.«

»Toll!«, sagte ich. »Ich wette, sogar die Züge der KVA treffen stets pünktlich ein.«

Sie sah mich verständnislos an.

»Ich will Ihnen erklären, was ich damit meine«, sagte ich. »Ich habe mehrfach versucht, Scherze zu machen, seit ich dieses Büro betreten habe.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Tut mir leid. Mein Sinn für Humor wurde mir bereits im Kindesalter operativ entfernt.«

»Oh«, sagte ich.

»Das war ein Scherz.« Sie stand auf und reichte mir die Hand.

»Oh.« Ich stand auf und nahm ihre Hand.

»Herzlichen Glückwunsch zur Rekrutierung«, sagte sie. »Alles Gute da draußen zwischen den Sternen. Das meine ich übrigens ernst.«

»Vielen Dank.«

Sie nickte, setzte sich und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Computer zu. Ich war entlassen.

Auf dem Weg nach draußen sah ich eine ältere Frau, die über den Parkplatz auf das Rekrutierungsbüro zulief. Ich fing sie ab. »Cynthia Smith?«, fragte ich.

»Ja«, sagte sie. »Wie haben Sie das erraten?«

»Ich wollte Ihnen nur zum Geburtstag gratulieren.« Ich zeigte in den Himmel. »Vielleicht sehen wir uns da oben wieder.«

Sie lächelte, als sie verstanden hatte. Endlich hatte ich es geschafft, an diesem Tag jemanden zum Lächeln zu bringen. Es ging aufwärts.

2

Nairobi startete und fiel unter uns zurück. Wir traten an den Rand, als würden wir in einem Expressaufzug stehen (wobei die Bohnenstange genau das ist), und sahen zu, wie die Erde davonschoss.

»Von hier oben sehen sie wie Ameisen aus!«, gluckste Leon Deak neben mir. »Wie schwarze Ameisen!«

Ich verspürte den starken Drang, ein Fenster einzuschlagen und Leon nach draußen zu schubsen. Leider gab es kein Fenster, das man hätte einschlagen können. Die Wände der Bohnenstange bestanden aus dem gleichen diamantharten Material wie die gesamte Kabine. Sie waren transparent, damit die Reisenden einen guten Rundumblick hatten. Die Kabine war luftdicht abgeschlossen, was sich in ein paar Minuten als äußerst praktisch erweisen würde, wenn wir so hoch hinaufgestiegen waren, dass ein eingeschlagenes Fenster zur explosiven Dekompression mit anschließendem Erstickungstod geführt hätte.

Also blieb Leon das Schicksal erspart, plötzlich und unerwartet die Rückreise zur Erde anzutreten. Was bedauerlich war. Leon hatte sich in Chicago wie eine dicke, mit Fett und Bier vollgesogene Zecke an mich gehängt. Es erstaunte mich, wie jemand, dessen Blut offensichtlich zur Hälfte aus Schweinefett bestand, das Alter von fünfundsiebzig Jahren hatte erreichen können. Ich verbrachte einen Teil des Fluges nach Nairobi damit zuzuhören, wie er furzte und sich über die ethnische Zusammensetzung der Kolonien ausließ. Die Fürze waren noch der angenehmste Teil des Monologs. Nie zuvor war ich so veressen darauf gewesen, Kopfhörer zu kaufen, um das Unterhaltungsprogramm verfolgen zu können.

Ich hatte gehofft, ihn abzuhängen, indem ich Nairobi mit der ersten Bohnenstange verließ. Er schien mir jemand zu sein, der eine längere Ruhepause benötigte, nachdem er den ganzen Tag lang Gase abgeondert hatte. Pech gehabt. Die Vorstellung, weitere sechs Stunden mit Leon und seinen Fürzen verbringen zu müssen, war unerträglich. Wenn die Kabine Fenster gehabt hätte und es mir nicht möglich gewesen wäre, Leon hinauszuschubsen, wäre ich vielleicht selber gesprungen. Stattdessen entschuldigte ich mich bei Leon, indem ich zu ihm das Einzige sagte, womit man ihn sich vom Leibe halten konnte.

Ich behauptete, dass ich ein dringendes Bedürfnis zu erledigen hätte. Leon grunzte sein Einverständnis. Ich spazierte gegen den Uhrzeigersinn davon, in die allgemeine Richtung der Toiletten, in Wirklichkeit jedoch, um nach einem Platz zu suchen, wo Leon mich nicht wiederfinden würde.

Das war nicht gerade einfach. Die Kabine hatte die Form eines Donuts mit einem Durchmesser von etwa dreißig Metern. Das »Loch« des Donuts, wo die Kabine an der Bohnenstange hinauffuhr, war etwa sechs Meter breit, was kaum dick genug für ein Kabel zu sein schien, das mehrere tausend Kilometer lang war. Der übrige Raum wurde von bequemen Nischen und Sofas eingenommen, auf denen man sitzen und plaudern konnte, sowie kleinen Bereichen, in denen die Reisenden Unterhaltungsprogramme verfolgen, sich mit Spielen die Zeit vertreiben oder essen konnten. Und natürlich gab es jede Menge durchsichtiger Wände, um hinauszuschauen, entweder runter zur Erde, rüber zu den anderen Stangen und Kabinen oder rauf zur Kolonialstation.

Insgesamt wirkte die Kabine wie das Foyer eines angenehmen Mittelklassehotels, das sich plötzlich auf den Weg in den geostationären Orbit gemacht hatte. Das Problem war jedoch, dass es durch den offenen Aufbau der Kabine schwierig war, sich zu verstecken. Der Transport war keineswegs ausgebucht, so dass es nicht genug Passagiere gab, um in der Menge untertauchen zu können. Also beschloss ich, an einem Tresen auf der Innenseite der Kabine etwas zu trinken, ungefähr gegenüber der Stelle, wo Leon stand. Hier hatte ich die besten Chancen, ihm länger aus dem Weg gehen zu können.

Dank Leons Widerwärtigkeit war es keine angenehme Erfahrung gewesen, die Erde körperlich zu verlassen, aber mich emotional von ihr zu verabschieden war überraschend einfach gewesen. Ein Jahr vor der Abreise hatte ich den Entschluss gefasst, dass ich definitiv in die KVA eintreten wollte. Danach war es nur noch darum gegangen, Vorkehrungen zu treffen und Lebewohl zu sagen. Als Kathy und ich vor zehn Jahren entschieden hatten, zur Armee zu gehen, hatten wir unser Haus auf Charlies Namen eintragen lassen, damit unser Sohn es ohne gerichtliche Testamentsbestätigung in Besitz nehmen konnte. Ansonsten besaßen Kathy und ich nichts, das von größerem Wert war, nur den Krimskrams, den man im Laufe eines Lebens anhäuft. Die meisten hübschen Sachen hatte ich während des vergangenen

Jahres an Freunde und Verwandte verteilt. Charlie würde sich später um den Rest kümmern.

Der Abschied von den Menschen fiel mir auch nicht wesentlich schwerer. Die Leute reagierten mit unterschiedlich stark ausgeprägter Überraschung oder Trauer. Immerhin weiß jeder, dass man nicht mehr zurückkommt, wenn man in die Koloniale Verteidigungsarmee eintritt. Aber es ist nicht ganz dasselbe wie Sterben. Sie wissen, dass man immer noch irgendwo da draußen ist, dass man weiterlebt, und vielleicht sieht man sich sogar wieder, wenn sie nach einiger Zeit nachkommen. So ungefähr stelle ich es mir vor, wenn die Menschen vor Jahrhunderten erlebten, wie jemand einen Planwagen packte und nach Westen zog. Beim Abschied wurde geweint, doch schon bald ging das Leben weiter.

Jedenfalls habe ich den Leuten ein ganzes Jahr im Voraus gesagt, dass ich gehen würde. Das ist sehr viel Zeit, um zu sagen, was man noch zu sagen hat, um alles zu regeln und mit jemandem Frieden zu schließen. Im Laufe dieses Jahres hatte ich mehrere längere Gespräche mit alten Freunden und Verwandten. Ich stocherte ein letztes Mal in alten Wunden herum, und in fast allen Fällen ging es gut aus. Ein paarmal bat ich um Vergebung für Dinge, die ich eigentlich gar nicht bereute, und in einem Fall landete ich mit einer Frau im Bett, mit der ich normalerweise nie ins Bett gegangen wäre. Aber man tut, was man kann, um mit den Leuten zu einem Abschluss zu kommen. Sie fühlen sich danach besser, und man selber vergibt sich dadurch nichts. Ich entschuldige mich lieber für etwas, das mir gar nicht so viel bedeutet, damit mir jemand auf der Erde alles Gute wünscht. Wenn man dagegen störrisch bleibt, gibt es jemanden, der hofft, dass mir irgendein Alien das Gehirn ausschlürft. Das ist vielleicht so etwas wie eine karmische Versicherung.

Charlie hat mir die größten Sorgen gemacht. Wie bei vielen Vätern und Söhnen hatten wir unsere Meinungsverschiedenheiten. Als Vater war ich nicht besonders aufmerksam, und als Sohn war er nicht besonders eigenständig. Bis in die Dreißiger war er mehr oder weniger durchs Leben getaumelt. Als er zum ersten Mal erfuhr, dass Kathy und ich uns rekrutieren lassen wollten, ist er uns fast an die Gurgel gesprungen. Er erinnerte uns daran, dass wir damals gegen den Subkontinentalen Krieg protestiert hatten, dass wir ihm ständig eingeschärft hatten, dass Gewalt keine Lösung war. Er rief uns ins

Gedächtnis, dass wir ihn einmal für einen Monat zum Hausarrest verdonnert hatten, weil er mit Billy Young einen Schießstand besucht hatte. Wir beide fanden es etwas seltsam, dass ein Mann von fünf- unddreißig Jahren so ein Argument vorbrachte.

Mit Kathys Tod endeten die meisten unserer Reibereien, weil wir beide erkannten, dass fast alle unsere Streitpunkte einfach zu unwichtig waren. Ich war Witwer und er Junggeselle, und eine Zeitlang hatten wir beide nur noch uns. Wenig später lernte er Lisa kennen und heiratete sie, und etwa ein Jahr später wurde er Vater und noch in derselben hektischen Nacht zum Bürgermeister wiedergewählt. Charlie war ein Spätentwickler, aber er machte eine gute Entwicklung durch. Auch wir hatten ein langes Gespräch, in dem ich mich für einige Sachen entschuldigte (und es ehrlich meinte), und gleichzeitig sagte ich ihm, wie stolz ich auf das war, was er geleistet hatte. Dann saßen wir jeder mit einem Bier auf der Veranda und sahen zu, wie mein Enkel Adam mit einem T-Ball im Garten spielte, während wir für einen sehr angenehmen längeren Zeitraum über nichts von Bedeutung sprachen. Als ich ging, verabschiedeten wir uns freundlich und liebevoll, genau so, wie es zwischen Vätern und Söhnen sein sollte.

Ich stand am Tresen, hielt mich an meiner Coke fest und dachte an Charlie und seine Familie, als ich Leons grummelnde Stimme hörte, gefolgt von der Antwort einer anderen Stimme, die leise, prägnant und weiblich klang. Unwillkürlich blickte ich mich um. Leon war es offensichtlich gelungen, sich an eine bedauernswerte Frau zu hängen, der er zweifellos seine neueste idiotische Theorie aufdrängte, die sein strohdummes Kleinhirn in diesem Moment ausbrütete. Meine Ritterlichkeit triumphierte über meinen Drang, mich zu verstecken. Ich ging hinüber, um mich einzumischen.

»Ich will damit *nur* sagen«, erklärte Leon gerade, »dass es nicht gerade *fair* ist, dass Sie und ich und jeder andere Amerikaner warten müssen, bis wir scheißalt geworden sind, um *unsere* Chance zu bekommen, während all diese kleinen Hindus auf nagelneue Welten verfrachtet werden, so schnell sie sich *vermehrten* können. Was verdammt schnell passiert. Das ist einfach nicht *fair*. Oder kommt Ihnen das etwa *fair* vor?«

»Nein, das kommt mir nicht besonders fair vor«, erwiderte die Frau. »Aber die Hindus finden es wahrscheinlich auch nicht beson-

ders *fair*, dass wir Neu-Delhi und Mumbai von der Oberfläche dieses Planeten getilgt haben.«

»Genau darauf will ich hinaus!«, rief Leon. »Wir haben die Scheißkerle mit *Atombomben* plattgemacht! Wir haben diesen Krieg *gewonnen*, und was *haben* wir jetzt davon? Sie haben verloren, aber sie kolonisieren das Universum, und wir können nur dann gehen, wenn wir uns einziehen lassen, um sie zu beschützen! Entschuldigen Sie, dass ich das sage, aber heißt es nicht in der Bibel ›Die Schwachen werden die Erde besitzen‹? Ich finde, dass es ein verdammtes Zeichen für *Schwäche* ist, wenn man einen Krieg verliert.«

»Ich glaube nicht, dass sich das Zitat so interpretieren lässt, Leon«, sagte ich, während ich zu den beiden trat.

»John! Da ist jemand, der weiß, wovon ich rede«, sagte Leon und grinste mich an.

Die Frau drehte sich zu mir um. »Sie kennen diesen Herrn?«, fragte sie mich mit einem Unterton, der andeutete, dass ich nicht vertrauenswürdig war, wenn ich diese Frage bejahte.

»Wir sind uns auf dem Flug nach Nairobi begegnet«, antwortete ich und hob eine Augenbraue, um anzudeuten, dass ich mir diesen Reisegefährten nicht freiwillig ausgesucht hatte. »Ich bin John Perry.«

»Jesse Gonzales«, stellte sie sich vor.

»Angenehm.« Ich wandte mich wieder Leon zu. »Leon, Sie haben das Zitat falsch verstanden. In Wirklichkeit stammt es aus der Bergpredigt und lautet: ›Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.‹ Das soll eine Belohnung sein und keine Strafe.«

Leon blinzelte, dann schnaufte er. »Trotzdem, wir haben sie *besiegt*. Wir haben ihnen in die kleinen braunen Ärsche getreten. *Wir* sollten das Universum kolonisieren, nicht sie.«

Ich öffnete den Mund zu einer Erwiderung, doch Jesse war schneller. »›Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich‹«, sagte sie zu Leon, während sie mich von der Seite ansah.

Leon starrte uns eine Minute lang mit offenem Mund an. »Das kann nicht Ihr *Ernst* sein! In der Bibel steht *nichts* davon, dass *wir* auf der Erde verfaulen sollen, während sich die *braunen Horden*, die nicht einmal an Jesus *glauben*, gelobt sei sein Name, in der Galaxis ausbreiten! Und es steht bestimmt nicht geschrieben, dass wir die kleinen Mistkerle *beschützen* sollen, während sie es tun. Mein Sohn

war in diesem Krieg. Irgendeiner von den Ärschen hat ihm die Eier weggeschossen! Seine *Eier*! Sie haben *verdient*, was sie bekommen haben, diese Scheißkerle. Erwarten Sie nicht von mir, dass ich *glücklich* bin, dass *ich* sie jetzt da oben in den Kolonien beschützen soll.«

Jesse zwinkerte mir zu. »Möchten Sie darauf antworten?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Nur zu!«

»Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen«, zitierte ich. »Segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.«

Leon wurde krebsrot. »Jetzt sind Sie beide völlig durchgeknallt«, sagte er und stapfte so schnell davon, wie seine Fettmassen es ihm erlaubten.

»Gelobt sei Jesus Christus«, sagte ich. »Und diesmal meine ich es wirklich so.«

»Sie haben eine Menge Bibelzitate auf Lager«, sagte Jesse. »Waren Sie in Ihrem früheren Leben mal Prediger?«

»Nein. Aber ich habe in einer Stadt mit zweitausend Einwohnern und fünfzehn Kirchen gelebt. Da war es hilfreich, wenn man sich in dieser Sprache verständlich machen konnte. Und man muss gar nicht sehr religiös sein, um der Bergpredigt etwas abgewinnen zu können. Mit welcher Ausrede können Sie aufwarten?«

»Religionsunterricht an einer katholischen Schule«, sagte sie. »In der zehnten Klasse habe ich einen Wettbewerb im Auswendiglernen gewonnen. Es ist erstaunlich, was ein menschliches Gehirn sechzig Jahre lang speichern kann, selbst wenn ich mich heutzutage kaum noch erinnere, wo ich meinen Wagen geparkt habe, wenn ich vom Einkaufen wiederkomme.«

»Wie dem auch sei, ich möchte mich für Leon entschuldigen. Ich kenne ihn nur flüchtig, aber für mich steht fest, dass er ein Idiot ist.«

»Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet«, erwiderte Jesse mit einem Schulterzucken. »Aber er sagt nur das, was viele Leute denken. Ich finde es dumm und falsch, aber das bedeutet nicht, dass ich kein Verständnis dafür hätte. Es wäre schön gewesen, wenn es eine andere Möglichkeit gegeben hätte, zu den Kolonien zu reisen,

als mein ganzes Leben lang zu warten und in den Militärdienst eintreten zu müssen. Wenn ich die Chance gehabt hätte, in jüngeren Jahren in die Kolonien auszuwandern, hätte ich sie sofort ergriffen.«

»Also sind Sie nicht hier, weil Sie Soldatenabenteuer erleben wollen?«

»Natürlich nicht«, entgegnete Jesse mit leichter Verachtung. »Sind Sie eingetreten, weil sie ganz wild darauf sind, einen Krieg mitzuerleben?«

»Nein.«

Sie nickte. »Bei mir ist es genauso. So ist es bei fast allen. Ihr Freund Leon hat sich jedenfalls nicht rekrutieren lassen, um Soldat zu werden. Schließlich kann er die Leute nicht ausstehen, die er beschützen soll. Fast alle machen es, weil sie nicht alt sein wollen und noch nicht zum Sterben bereit sind. Sie machen es, weil das Leben auf der Erde ab einem bestimmten Alter nicht mehr interessant ist. Oder sie machen es, weil sie noch ein paar andere Welten sehen wollen, bevor sie sterben. Deshalb bin ich dabei. Ich möchte weder kämpfen noch wieder jung sein. Ich will nur sehen, wie es ist, *woanders* zu sein.«

Sie schaute aus dem Fenster. »Natürlich klingt es komisch, wenn ich höre, wie ich das sage. Können Sie sich vorstellen, dass ich bis gestern mein ganzes Leben lang nicht einziges Mal den Staat Texas verlassen habe?«

»Das ist gar nicht so schlimm, wie es klingt«, sagte ich. »Texas ist ein ziemlich großer Staat.«

Sie lächelte. »Danke für Ihr Verständnis. Außerdem finde ich es gar nicht so schlimm. Es ist nur komisch. Als Kind habe ich alle Romane über die *Jungen Kolonisten* gelesen und die Filme gesehen. Ich habe davon geträumt, Arkturus-Rinder zu züchten und auf der Kolonie Gamma Primus gegen böse Landwürmer zu kämpfen. Dann wurde ich älter und erkannte, dass die Kolonisten aus Indien, Kasachstan und Norwegen kamen, aus Ländern, die ihre Bevölkerung nicht mehr versorgen können. Ich erkannte, dass ich nicht auswandern durfte, weil ich in Amerika geboren bin. Und dass es in Wirklichkeit gar keine Arkturus-Rinder oder Landwürmer gibt! Ich war sehr enttäuscht, als mir all dies im Alter von zwölf Jahren klarwurde.«

Wieder zuckte sie mit den Schultern. »Ich bin in San Antonio aufgewachsen und dann ›hinausgegangen‹, um an der University of Texas zu studieren. Anschließend nahm ich einen Job an, wieder in San

Antonio. Irgendwann habe ich geheiratet, und wir machten Urlaub an der Golfküste. Unseren dreißigsten Hochzeitstag wollten mein Mann und ich in Italien verbringen, aber dazu ist es nie gekommen.«

»Was ist passiert?«

Sie lachte. »Seine Sekretärin ist passiert. Schließlich sind die beiden in den Flitterwochen nach Italien geflogen. Ich blieb zu Hause. Andererseits haben sie sich in Venedig eine schwere Muschelvergiftung zugezogen, also war es vielleicht ganz gut, dass ich nie in Italien war. Aber danach wollte ich sowieso nicht mehr verreisen. Ich wusste, dass ich mich rekrutieren lasse, sobald es ging. Ich habe es getan, und hier bin ich. Obwohl ich mir jetzt wünsche, ich hätte weitere Reisen unternommen. Ich bin mit dem Delta von Dallas nach Nairobi geflogen. Das hat mir riesigen Spaß gemacht. Ich wünschte, ich hätte es mehr als nur einmal in meinem Leben getan. Ganz zu schweigen von *dem* hier!« Sie zeigte auf das Fenster und die Kabel der Bohnenstange. »Ich hätte nie gedacht, dass ich mal auf diese Weise reisen würde. Ich meine, was hält dieses Kabel eigentlich aufrecht?«

»Der Glaube«, sagte ich. »Man glaubt fest daran, dass es nicht herunterfällt, und dann passiert es auch nicht. Versuchen Sie nicht, zu genau darüber nachzudenken, sonst könnten wir alle in Schwierigkeiten geraten.«

»Ich glaube nur daran, dass ich gerne etwas essen würde«, sagte Jesse. »Begleiten Sie mich?«



»Der Glaube«, sagte Harry Wilson und lachte. »Vielleicht ist es wirklich der Glaube, der dieses Kabel aufrecht hält. Jedenfalls tut es nicht die Physik.«

Harry Wilson hatte sich an den Tisch in der Nische gesetzt, an dem Jesse und ich aßen. »Ihr beide seht aus, als würdet ihr euch kennen, und damit habt ihr den meisten hier schon einiges voraus«, sagte er, als er sich uns näherte. Wir forderten ihn auf, uns Gesellschaft zu leisten, was er dankbar annahm. Er hatte zwanzig Jahre lang an einer Highschool in Bloomington, Indiana, Physik unterrichtet, erzählte er, und die Bohnenstange hatte ihn schon immer fasziniert.

»Was soll das heißen, dass es die Physik nicht tut?«, fragte Jesse. »Glaub mir, so etwas will ich im Augenblick nicht hören.«

Harry lächelte. »Entschuldigung. Ich möchte es etwas genauer

ausdrücken. Natürlich hat die Physik etwas damit zu tun, dass die Bohnenstange funktioniert. Aber es handelt sich nicht um Physik im landläufigen Sinne. Hier spielt sich eine Menge ab, was auf den ersten Blick unmöglich erscheint.«

»Irgendwie klingt das wie der Anfang einer Physikstunde«, sagte ich.

»Ich habe jahrelang Jugendliche unterrichtet«, sagte Harry und zog einen kleinen Notizblock und einen Stift hervor. »Aber keine Sorge, es ist völlig schmerzlos. Schaut mal her.« Harry zeichnete einen Kreis auf die untere Hälfte des Blatts. »Das ist die Erde. Und das ...« Darüber zeichnete er einen kleineren Kreis. »... ist die Kolonialstation. Sie befindet sich im geosynchronen Orbit, was bedeutet, dass sie auf die Erdrotation bezogen ihre Position nicht verändert. Sie hängt immer genau über Nairobi. Könnt ihr mir so weit folgen?«

Wir nickten.

»Gut. Hier geht es darum, dass man die Kolonialstation mit der Erde verbindet, und zwar durch die ›Bohnenstange‹, ein Bündel aus Kabeln, wie ihr sie durch die Fenster sehen könnt, und mehrere Aufzugskabinen wie diese hier, die daran rauf- und runterfahren.« Harry zog zwischen den zwei Kreisen eine Linie, die das Kabel darstellte, und fügte ein kleines Rechteck hinzu, das unsere Kabine symbolisierte. »Der Trick an der Sache ist, dass die Aufzüge an den Kabeln nicht auf Fluchtgeschwindigkeit beschleunigt werden müssen, um in den Erdbereich zu gelangen, anders als bei der Nutzlast einer Rakete. Das ist gut für uns, weil wir während der Fahrt nicht das Gefühl haben, ein Elefant hätte uns einen Fuß auf den Brustkorb gestellt. Ganz einfache Sache.

Das Seltsame daran ist nur, dass diese Bohnenstange nicht den grundlegenden physikalischen Voraussetzungen einer klassischen Bohnenstange zwischen Erde und Weltraum entspricht. Zum einen ...« Harry zeichnete eine weitere Linie ein, die vom kleinen Kreis bis zum Rand des Blattes führte. »... dürfte sich die Kolonialstation nicht am Ende der Bohnenstange befinden. Aus Gründen, die etwas mit dem Gleichgewicht der Massen und orbitaler Dynamik zu tun haben, müsste es ein zusätzliches Kabel geben, das mehrere zehntausend Kilometer über die Station hinausreicht. Ohne dieses Gegengewicht müsste eine Bohnenstange sehr instabil und gefährlich sein.«

»Und du willst darauf hinaus, dass diese es nicht ist«, sagte ich.

»Sie ist nicht nur nicht instabil, sondern wahrscheinlich die sicherste Methode, die jemals erfunden wurde, in den Weltraum zu gelangen,«, sagte Harry. »Die Bohnenstange ist seit über einem Jahrhundert ständig in Betrieb. Für die Kolonisten gibt es keinen anderen Startpunkt. Es hat nie einen Unfall aufgrund von Instabilität oder Materialverschleiß gegeben, was immer mit Instabilitäten zusammenhängen würde. Vor vierzig Jahren gab es den berühmten Bombenanschlag, aber das war Sabotage, die nichts mit der physikalischen Struktur der Bohnenstange zu tun hat. Sie selbst ist bewundernswert stabil, und zwar seit ihrer Errichtung. Doch nach den Grundgesetzen der Physik dürfte sie es eigentlich nicht sein.«

»Was ist also das Geheimnis der Bohnenstange?«, wollte Jesse wissen.

Wieder lächelte Harry. »Das ist die große Frage.«

»Heißt das, du weißt es nicht?«, sagte Jesse.

»Ich weiß es nicht«, gab Harry zu. »Aber das sollte kein Grund zur Besorgnis sein, da ich lediglich Physiklehrer an einer Highschool war. Doch soweit mir bekannt ist, gibt es praktisch niemanden, der eine Vorstellung hat, wie das Ding funktioniert. Hier auf der Erde, meine ich. In der Kolonialen Union sieht es offenbar anders aus.«

»Wie kann das sein?«, rief ich. »Sie steht doch schon seit über hundert Jahren hier. Und niemand hat sich dafür interessiert, wie sie tatsächlich funktioniert?«

»Das habe ich nicht gesagt«, gab Harry zurück. »Natürlich hat man versucht, es herauszufinden. Und es war in all diesen Jahren keineswegs ein Geheimnis. Als die Bohnenstange errichtet wurde, gab es viele Anfragen von Regierungen und der Presse, die alles darüber wissen wollten. Die KU hat darauf im Wesentlichen mit ›Findet es selbst raus‹ geantwortet. Damit war die Sache für sie erledigt. Seitdem haben sich Physiker mit dem Ding beschäftigt. Es wird als ›Das Bohnenstangenproblem‹ bezeichnet.«

»Kein sehr origineller Titel«, sagte ich.

»Physiker sparen sich ihre Phantasie für andere Sachen auf«, sagte Harry glucksend. »Jedenfalls wurde es *nicht* gelöst, hauptsächlich aus zwei Gründen. Der erste ist der Umstand, dass die Sache sehr kompliziert ist. Ich habe schon auf die Massenverteilung hingewiesen, aber es gibt noch andere Schwierigkeiten mit der Kabeldicke, mit Schwingungen, die durch Stürme und andere atmosphärische

Phänomene verursacht werden, und es spielt sogar die Frage eine Rolle, ob die Kabel spitz zulaufen sollen. In der realen Welt ist jede dieser Fragen für sich genommen schon schwer genug zu lösen. Sie alle auf einmal zu beantworten ist so gut wie unmöglich.«

»Was ist der zweite Grund?«, fragte Jesse.

»Der zweite Grund ist der, dass es gar keinen Grund dafür gibt. Selbst wenn wir genau wüssten, wie man so ein Ding baut, könnten wir es uns gar nicht *leisten*.« Harry lehnte sich zurück. »Kurz bevor ich als Lehrer anfang, habe ich für die Hoch- und Tiefbauabteilung von General Electric gearbeitet. Damals haben wir an der subatlantischen Eisenbahnstrecke gearbeitet, und eine meiner Aufgaben bestand darin, alte Pläne und Bauvorschläge zu prüfen, um zu sehen, ob sich die Techniken irgendwie auf das Subatlantik-Projekt anwenden ließen. Es war so etwas wie der verzweifelte Versuch, irgendwie die Kosten zu drücken.«

»Ist General Electric nicht an diesem Projekt pleitegegangen?«, fragte ich.

»Jetzt weißt du, warum sie versucht haben, die Kosten zu drücken. Und warum ich Lehrer geworden bin. Danach konnte sich General Electric meine Dienste nicht mehr leisten. Oder die anderer Leute. Jedenfalls bin ich diese alten Pläne durchgegangen, von denen einige als geheim klassifiziert waren, und in einem davon ging es um eine Bohnenstange. General Electric war von der US-Regierung beauftragt worden, ein unabhängiges Gutachten über die Machbarkeit einer Bohnenstange in der westlichen Hemisphäre zu erstellen. Man wollte im Amazonasgebiet ein Loch mit dem Durchmesser von Delaware roden und das Ding genau auf den Äquator stellen.

General Electric gelangte zur Auffassung, dass man den Plan möglichst schnell vergessen sollte. Die Auswertung besagte, dass selbst unter der Annahme einiger technischer Weiterentwicklungen – zu denen es größtenteils bis heute nicht gekommen ist und die nicht annähernd dem Standard entsprechen, der bei *dieser* Bohnenstange verwirklicht wurde – das Budget für das Projekt ungefähr das Dreifache des jährlichen Bruttonutzenprodukts der Vereinigten Staaten verschlingen würde. Unter der Voraussetzung, dass man den Kostenrahmen einhalten würde, was mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht passiert wäre. Das Ganze ist nun zwanzig Jahre her, und der Bericht, den ich gelesen habe, war zu diesem Zeit-

punkt schon zehn Jahre alt. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die Kosten seitdem erheblich niedriger geworden sind. Also gibt es keine neuen Bohnenstangen, zumal es preiswertere Methoden gibt, Menschen und Material in den Orbit zu befördern. *Wesentlich* preiswertere.«

Harry beugte sich wieder vor. »Was uns zu zwei naheliegenden Fragen führt. Wie hat es die Koloniale Union geschafft, dieses technische Monstrum zu verwirklichen, und warum hat man überhaupt diese Mühe auf sich genommen?«

»Offensichtlich ist die Koloniale Union technisch fortgeschrittener als wir hier auf der Erde«, sagte Jesse.

»Offensichtlich«, sagte Harry. »Aber warum? Die Kolonisten sind auch nur Menschen. Obendrein rekrutieren sie sich in erster Linie aus verarmten Ländern, die ein Bevölkerungsproblem haben, was bedeutet, dass die Kolonisten nicht besonders gut ausgebildet sein können. Wenn sie ihre neue Heimat erreicht haben, kann man davon ausgehen, dass sie mehr Zeit darauf verwenden, am Leben zu bleiben, als kreative Techniken zum Bau von Bohnenstangen zu entwickeln. Und die Technik, die die interstellare Kolonisierung überhaupt erst ermöglicht hat, ist der Skip-Antrieb, der hier auf der Erde erfunden wurde. Und der wurde seit mehr als hundert Jahren kaum verbessert. Also gibt es eigentlich keinen Grund, warum die Kolonisten technisch höher entwickelt sein sollten als wir.«

Plötzlich klickte etwas in meinem Kopf. »Es sei denn, sie schummeln.«

Harry grinste. »Genau das habe ich mir auch gedacht.«

Jesse sah mich und dann Harry an. »Ich kann euch beiden nicht mehr folgen.«

»Sie schummeln«, sagte ich. »Hier auf der Erde schmoren wir im eigenen Saft. Wir können nur von uns selbst lernen. Wir forschen und verfeinern ständig unsere Technik, aber nur sehr langsam, weil wir die ganze Arbeit selber machen müssen. Aber da oben ...«

»Da oben treffen die Menschen auf andere intelligente Spezies«, erklärte Harry. »Einige von denen müssen technisch weiter fortgeschritten sein als wir. Entweder erwerben wir die Kenntnisse durch ehrenhaften Handel, oder wir studieren sie, bis wir herausfinden, wie es funktioniert. Es ist viel leichter, wenn man schon etwas hat, mit dem man arbeiten kann, als Dinge aus dem Nichts zu entwickeln.«

»Das ist die Schummelei daran«, sagte ich. »Die KU hat aus dem Schulheft eines Klassennachbarn abgeschrieben.«

»Und warum lässt die Koloniale Union uns dann nicht an diesen Erkenntnissen teilhaben?«, fragte Jesse. »Welchen Sinn hat es, alles für sich zu behalten?«

»Vielleicht halten sie sich an den Grundsatz: Was wir nicht wissen, tut uns auch nicht weh«, sagte ich.

»Oder es steckt etwas ganz anderes dahinter«, sagte Harry und zeigte auf das Fenster, wo die Kabel der Bohnenstange vorbeiglitten. »Diese Bohnenstange wurde nämlich nicht gebaut, weil sie die einfachste Methode ist, um Menschen zur Kolonialstation zu befördern. Sondern weil sie eine der *schwierigsten*, der *teuersten*, technisch *komplexesten* und politisch *bedrohlichsten* Methoden ist, es zu tun. Ihre bloße Anwesenheit soll uns ständig daran erinnern, dass die KU uns buchstäblich um Lichtjahre voraus ist.«

»Ich habe sie nie als bedrohlich empfunden«, sagte Jesse. »Ich habe mir überhaupt kaum Gedanken darüber gemacht.«

»Die Botschaft ist auch nicht an dich gerichtet«, sagte Harry. »Wenn du jedoch Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika wärst, würdest du anders darüber denken. Schließlich hält uns die KU hier auf der Erde fest. Sie erlaubt uns Raumfahrt nur zum Zweck der Kolonisierung oder Rekrutierung. Die Politiker stehen ständig unter Druck, sich der KU zu beugen und ihren Leuten den Zugang zu den Sternen zu ermöglichen. Aber die Bohnenstange ist wie ein großes Mahnmal. Es sagt: ›Solange ihr das hier nicht nachbauen könnt, dürft ihr nicht einmal daran denken, uns querzukommen.‹ Und die Bohnenstange ist die einzige Technik, die die KU uns zu zeigen bereit ist. Stellt euch nur einmal vor, was sie uns alles *nicht* zeigen will. Ich kann euch garantieren, dass der Präsident der Vereinigten Staaten ständig daran denkt. Das ist der Grund, warum er und alle anderen Regierungschefs dieses Planeten vor der KU kuschen.«

»All das erweckt in mir nicht gerade freundschaftliche Gefühle für die Koloniale Union«, sagte Jesse.

»Es muss gar nicht gegen uns gerichtet sein«, sagte Harry. »Vielleicht will die KU die Erde nur beschützen. Das Universum ist verdammt groß. Vielleicht wohnen wir nicht gerade im angenehmsten Viertel.«

»Warst du schon immer so paranoid, Harry?«, fragte ich. »Oder hat es sich erst entwickelt, als du älter wurdest?«

»Was glaubst du wohl, wie ich es geschafft habe, fünfundsiebzig zu werden?«, erwiderte Harry grinsend. »Jedenfalls habe ich kein Problem damit, dass die KU technisch höher entwickelt ist. Davon werde ich in Kürze profitieren.« Er hob einen Arm. »Schaut euch das hier an. Die Haut ist schlaff und runzlig, und die Muskeln machen nicht mehr richtig mit. Die KU wird irgendwas mit diesem Arm – und dem Rest von mir – anstellen und alles wieder kampftauglich machen. Und wisst ihr, wie sie das anstellt?«

»Nein«, sagte ich.

Jesse schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es auch nicht.« Harry ließ den Arm einfach auf den Tisch zurückfallen. »Ich habe keine Ahnung, wie sie das machen wollen. Obendrein kann ich mir wahrscheinlich nicht einmal vorstellen, wie sie es machen. Wenn wir davon ausgehen, dass wir von der KU auf einem kindlichen Entwicklungsstand gehalten werden. Falls man es mir jetzt erklären würde, wäre das genauso, als wollte man jemandem, der nie ein komplexeres Transportmittel als eine Pferdekutsche gesehen hat, das Funktionsprinzip der Bohnenstange erklären. Dennoch muss es funktionieren. Wie sonst hätte man das Universum mit einer Legion von Greisen erobern können? Nichts für ungut«, fügte er hastig hinzu.

»Kein Problem«, sagte Jesse lächelnd.

»Verehrtes Publikum«, sagte Harry und sah uns beide an, »wir glauben vielleicht, dass wir eine gewisse Vorstellung haben, was uns erwartet, aber ich bin der Ansicht, dass wir nicht den leisesten Schimmer haben. Das können wir aus der bloßen Existenz dieser Bohnenstange schließen. Sie ist größer und fremdartiger als alles, was wir kennen, und sie stellt nur die erste Etappe unserer Reise dar. Was als Nächstes kommt, wird noch größer und fremdartiger sein. Macht euch darauf gefasst, so gut ihr könnt.«

»Wie dramatisch!«, sagte Jesse ironisch. »Ich habe keine Ahnung, wie ich mich nach einer solchen Offenbarung auf irgendetwas gefasst machen soll.«

»Aber ich«, sagte ich und schob mich seitlich aus der Sitznische heraus. »Ich werde pinkeln gehen. Wenn das Universum größer und fremdartiger ist, als ich mir vorstellen kann, ist es besser, es mit einer leeren Blase zu erleben.«

»Das ist die wahre Pfadfindermentalität«, sagte Harry.

»Nur dass ein Pfadfinder nicht so oft pinkeln muss wie ich«, erwiderte ich.

»Nach sechzig Jahren wird es jedem Pfadfinder so gehen«, sagte Harry.

3

»Ich weiß nicht, wie es euch geht«, sagte Jesse zu Harry und mir, »aber ich muss zugeben, dass ich mir das Leben in der Armee etwas anders vorgestellt habe.«

»Ist doch gar nicht so schlecht«, sagte ich. »Hier, nimm noch einen Donut.«

»Ich brauche nicht noch mehr Donuts«, sagte sie und nahm sich trotzdem einen. »Ich brauche etwas Schlaf.«

Ich wusste, was sie meinte. Mehr als achtzehn Stunden waren vergangen, seit ich von zu Hause aufgebrochen war, und fast die ganze Zeit war ich auf Reisen gewesen. Ich hätte nichts gegen ein Nickerchen einzuwenden gehabt. Stattdessen saß ich in der riesigen Kantine eines interstellaren Kreuzers, wo man Kaffee und Donuts für die insgesamt etwa eintausend Rekruten aufgetischt hatte. Während wir darauf warteten, dass jemand kam und uns sagte, was wir als Nächstes tun sollten. Zumindest *das* entsprach ziemlich genau meiner Vorstellung vom Leben als Soldat.



Gleich nach der Ankunft begannen die Hetzerei und die Warterei. Sobald wir die Kabine der Bohnenstange verlassen hatten, wurden wir von zwei Apparatschiks der Kolonialen Union begrüßt. Sie teilten uns mit, dass wir die letzten Rekruten waren, die man für ein Schiff erwartete, das bald starten würde. Also sollten wir ihnen bitte so schnell wie möglich folgen, damit der Zeitplan eingehalten werden konnte. Einer der beiden übernahm die Führung, und seine Kollegin bildete die Nachhut. So konnten sie auf sehr effektive und etwas demütigende Weise mehrere Dutzend ältere Mitbürger quer durch die Station zu unserem Schiff scheuchen, der KVAS *Henry Hudson*.

Jesse und Harry waren offensichtlich von der Hetzerei genauso enttäuscht wie ich. Die Kolonialstation war gewaltig, mit einem Durchmesser von über einer Meile (1800 Meter, um genau zu sein, und ich hatte den Verdacht, dass ich mich nach fünfundsiebzig Jahren wohl doch an das metrische System würde gewöhnen müssen). Sie diente als einziger Umschlaghafen für Rekruten und Kolonisten gleichermaßen. Durchgetrieben zu werden, ohne anhalten zu können, um sich alles anzuschauen, war genauso, als würde ein Fünfjähriger von gestressten Eltern zur Weihnachtszeit durch einen Spielzeugladen gehetzt werden. Ich hätte mich am liebsten zu Boden geworfen und einen Schreianfall bekommen, um meinen Willen durchzusetzen. Bedauerlicherweise war ich schon zu alt (beziehungsweise noch nicht alt genug), als dass diese Strategie Erfolg versprochen hätte.

Trotzdem bekam ich auf dem Gewaltmarsch einen verlockenden Appetithappen zu sehen. Während unsere Apparatschiks uns zur Eile antrieben, hetzten wir an einer riesigen Halle vorbei, die mit Pakistanis oder indischen Moslems vollgestopft war. Die meisten warteten geduldig, bis sie ein Shuttle besteigen konnten, das sie zu einem gewaltigen Kolonistenschiff brachte, das in einiger Entfernung durch ein Fenster zu sehen war. Andere stritten sich mit Vertretern der KU in akzentgefärbtem Englisch über dieses oder jenes. Manche trösteten ihre Kinder, die sich schrecklich langweilten, oder kramten in ihrem Gepäck nach etwas Essbarem. In einer Ecke kniete eine Gruppe Männer auf einem Teppich, um zu beten. Ich fragte mich kurz, wie sie in dreiundzwanzigtausend Meilen Höhe bestimmt hatten, wo Mekka lag, dann wurden wir weitergetrieben, so dass ich sie aus den Augen verlor.

Jesse zupfte an meinem Ärmel und zeigte nach rechts. In einer kleinen Messe erhaschte ich einen flüchtigen Blick auf etwas Blaues, das mit einem Tentakel einen Martini hielt. Ich machte Harry darauf aufmerksam. Er war so fasziniert, dass er ein Stück zurücklief, um sich die Sache genauer anzusehen, womit er den Apparatschik am Ende der Gruppe zur Verzweiflung trieb. Die Frau schob Harry mit mürrischer Miene zurück in die Herde. Harry jedoch grinste wie ein Idiot. »Ein Gehaar«, sagte er. »Er war dabei, eine Büffelkeule zu verspeisen, als ich ihn gesehen habe. *Widerlich.*« Dann kicherte er. Die Gehaar gehörten zu den ersten intelligenten Aliens, denen die Menschen begegnet waren. Das war in der Zeit gewesen, bevor die

Koloniale Union ihr Monopol auf die Raumfahrt etabliert hatte. Im Grunde waren es nette Leute, nur dass sie aßen, indem sie ihrer Nahrung aus mehreren dünnen Kopftentakeln Säure injizierten und die Pampe schließlich unter starker Geräuscentwicklung durch eine Körperöffnung aufschlürften. Eine ziemliche Sauerei.

Harry war trotzdem glücklich. Er hatte zum ersten Mal einen leibhaftigen Außerirdischen gesehen.

Die Hetzerei näherte sich dem Ende, als eine Halle in Sicht kam, über der die Worte »*Henry Hudson/KVA-Rekruten*« leuchteten. Unsere Gruppe nahm dankbar auf den Sitzen Platz, während die Apparatschiks mit ein paar anderen Mitarbeitern sprachen, die an der Einstiegsschleuse für das Shuttle warteten. Harry, der eine unverkennbare Neigung zur Neugier an den Tag legte, spazierte zu einem Fenster hinüber, um einen Blick auf unser Schiff zu werfen. Jesse und ich erhoben uns erschöpft, um ihm zu folgen. Ein kleiner Informationsmonitor vor dem Fenster half uns dabei, es im Gewimmel auszumachen.

Die *Henry Hudson* hatte natürlich nicht an der Schleuse ange-dockt. Schließlich war es nicht einfach, die Bewegung eines interstellaren Raumschiffs von hunderttausend metrischen Tonnen an eine rotierende Raumstation anzupassen. Genauso wie die Kolonistentransporter hielt es einen angemessenen Sicherheitsabstand, während Vorräte, Passagiere und die Besatzung mit leichter zu manövrierenden Shuttles hin- und hergeflogen wurden. Die *Hudson* stand ein paar Meilen über der Station und war keine schwerfällige, unästhetische und funktionale Konstruktion wie die Speichenräder der Kolonistenschiffe, sondern schlanker, flacher und vor allem nicht zylindrisch oder radförmig aufgebaut. Als ich diesen Punkt Harry gegenüber erwähnte, nickte er. »Ständig aktive künstliche Schwerkraft«, sagte er. »Und zwar über ein größeres Volumen stabil. Sehr beeindruckend.«

»Ich hatte den Eindruck, dass auch die Bohnenstangenkabine unter künstlicher Schwerkraft stand«, sagte Jesse.

»Richtig«, bestätigte Harry. »Die Leistung der Gravitationsgeneratoren der Kabine wurde verstärkt, je höher wir aufstiegen.«

»Und was ist der große Unterschied zu einem Raumschiff, in dem künstliche Schwerkraft eingesetzt wird?«, fragte Jesse.

»Nur die Tatsache, dass es ziemlich schwierig ist«, sagte Harry.

»Man braucht gewaltige Energiemengen, um ein Gravitationsfeld zu erzeugen, und die benötigte Energie erhöht sich exponentiell mit dem Radius des Feldes. Wahrscheinlich wird getrickst, indem man mehrere kleinere Felder erzeugt. Aber selbst diese Methode hat es in sich. Die Erzeugung des Schwerkraftfeldes in unserer Kabine hat wahrscheinlich mehr Strom gefressen, als deine Heimatstadt monatlich an Energie verbraucht.«

»Das kann nicht allzu viel sein«, sagte Jesse. »Ich komme aus San Antonio.«

»Na gut. Dann eben *seine* Heimatstadt.« Harry zeigte mit dem Daumen auf mich. »Auf jeden Fall ist es eine unglaubliche Energieverschwendung, und in den meisten Fällen, wo künstliche Schwerkraft benötigt wird, ist es einfacher und erheblich preiswerter, ein Rad zu bauen und es rotieren zu lassen, damit Menschen und Gegenstände durch die Fliehkraft an die Innenseite gepresst werden. Sobald man das Ding in Rotation versetzt hat, braucht man nur noch sehr wenig zusätzliche Energie, um Reibungsverluste auszugleichen. Im Gegensatz zur Erzeugung eines künstlichen Schwerkraftfeldes, das ständig beträchtliche Energiemengen benötigt, um es aufrechtzuerhalten.«

Er zeigte auf die *Henry Hudson*. »Schaut euch mal das Shuttle direkt neben dem Schiff an. Wenn ich es als Maßstab nehme, würde ich schätzen, dass die Hudson achthundert Fuß lang, zweihundert Fuß breit und einhundertfünfzig Fuß hoch ist. Ein einziges Gravitationsfeld rund um dieses Schätzchen zu erzeugen würde definitiv sämtliche Lichter in San Antonio ausgehen lassen. Selbst multiple Felder würden eine Menge Saft schlucken. Also haben sie entweder eine Energiequelle, die für die Schwerkraft ausreicht und obendrein alle anderen Schiffssysteme versorgt, zum Beispiel die Lebenserhaltung und nicht zuletzt den Antrieb, oder sie haben eine völlig neue Methode entdeckt, mit geringem Energieaufwand Gravitation zu erzeugen.«

»Trotzdem dürfte die Sache nicht billig sein.« Ich zeigte auf einen Kolonistentransporter rechts von der *Henry Hudson*. »Dieses Schiff ist radförmig. Und auch die Kolonialstation rotiert.«

»Die Kolonien scheinen ihre beste Technik dem Militär vorzubehalten«, sagte Jesse. »Und *dieses* Schiff wird nur dazu benutzt, neue Rekruten abzuholen. Ich glaube, du hast recht, Harry. Wir haben keine Ahnung, worauf wir uns eingelassen haben.«

Harry grinste und wandte sich wieder der *Henry Hudson* zu, die langsam aus unserem Blickfeld wanderte, während sich die Kolonialstation weiterdrehte. »Ich mag es, wenn sich andere Leute von meinen Schlussfolgerungen überzeugen lassen.«



Irgendwann wurden wir wieder von unseren Apparatschiks aufgescheucht. Wir sollten uns in einer Reihe aufstellen, damit wir geordnet das Shuttle besteigen konnten. Wir zeigten dem KU-Mitarbeiter am Gate unsere Ausweise und wurden auf einer Liste abgehakt, während ein Kollege uns einen persönlichen Datenassistenten überreichte. »Danke für Ihren Besuch auf der Erde, und hier ist ein hübsches Abschiedsgeschenk«, sagte ich zu ihm, doch er schien mich nicht zu verstehen.

Die Shuttles waren nicht mit künstlicher Schwerkraft ausgestattet. Unsere Apparatschiks trieben uns hinein und ermahnten uns, unter gar keinen Umständen die Gurte zu lösen. Um sicherzustellen, dass die klaustrophobisch Veranlagten in unserer Gruppe es nicht trotzdem taten, ließen sich die Gurtverschlüsse während des Fluges gar nicht von uns betätigen. Damit war dieses Problem gelöst. Außerdem teilten die Apparatschiks Haarnetze an alle Langhaarigen aus. Im freien Fall schienen sich Haare in alle möglichen Richtungen zu bewegen.

Falls jemandem übel wurde, erklärte man uns, sollten wir die Kotztüten in den Taschen an den Seiten unserer Sitze benutzen. Man schärfte uns ein, dass wir damit nicht bis zur letzten Sekunde warten sollten. In der Schwerelosigkeit würde Erbrochenes quer durch die Kabine treiben und die anderen Mitreisenden belästigen, wodurch sich der Verursacher für den Rest des Fluges und vielleicht sogar für den Rest seiner militärischen Laufbahn bei den anderen sehr unbeliebt machte. Darauf folgte ein allgemeines Rascheln, als sich mehrere von uns auf diesen Fall vorbereiteten. Die Frau neben mir hielt ihre Kotztüte fest umklammert. Ich machte mich mental auf das Schlimmste gefasst.

Zum Glück musste sich niemand übergeben, und der Flug zur *Henry Hudson* verlief relativ glatt. Nach dem ersten *Scheiße-ich-falle*-Signal in der einsetzenden Schwerelosigkeit beruhigte sich mein Gehirn sehr schnell. Dann war es eher wie eine Achterbahnfahrt in

Zeitlupe. Wir hatten das Raumschiff nach etwa fünf Minuten erreicht, und die Andockprozedur dauerte noch einmal ein oder zwei Minuten. Ein Hangartor öffnete sich, nahm das Shuttle auf und schloss sich wieder. Danach mussten wir noch ein paar Minuten warten, während Luft in den Hangar gepumpt wurde. Es folgte ein sanftes Kribbeln, und plötzlich spürten wir wieder unser Gewicht. Die künstliche Schwerkraft hatte eingesetzt.

Die Schleusentür des Shuttles ging auf, und ein weiblicher Apparatschik trat ein. »Willkommen an Bord der KVAS *Henry Hudson*«, sagte die Frau. »Bitte lösen Sie die Anschnallgurte, nehmen Sie Ihre Sachen an sich und folgen Sie den Leuchtpfeilen, um den Shuttlehangar zu verlassen. In exakt sieben Minuten wird die Luft aus diesem Hangar abgepumpt, damit dieses Shuttle starten und ein anderes landen kann. Also beeilen Sie sich bitte.«

Wir hatten das Shuttle erstaunlich schnell verlassen.

Dann wurden wir in eine riesige Messe der *Henry Hudson* geführt, wo man uns zu Kaffee und Donuts einlud und uns aufforderte, uns zu entspannen. Bald würde jemand kommen, der uns weitere Erklärungen gab. Während wir warteten, kamen immer mehr Rekruten, die offenbar schon vor uns eingetroffen waren. Nach einer Stunde waren es ein paar hundert. Ich hatte noch nie so viele alte Leute auf einmal gesehen. Harry ging es genauso. »Es ist wie an einem Mittwochmorgen in der größten Kaufhaus-Cafeteria der Welt«, sagte er und holte sich frischen Kaffee.

Ungefähr zu dem Zeitpunkt, als meine Blase mir mitteilte, dass ich es mit dem Kaffee etwas übertrieben hatte, betrat ein distinguiert wirkender Herr in einem Anzug in kolonialem Diplomatenblau die Messe und ging zur Frontseite des Raumes. Der Lärmpegel ebnete allmählich ab. Die Leute waren erleichtert, dass ihnen endlich jemand sagen würde, was hier eigentlich vor sich ging.

Der Mann stand ein paar Minuten lang reglos da, bis es im Raum still geworden war. »Ich grüße Sie«, sagte er, und wir alle zuckten zusammen. Offenbar hatte er ein Körpermikro, denn seine Stimme kam aus den Lautsprechern in den Wänden. »Ich bin Sam Campbell, Kontaktperson der Kolonialen Union für die Koloniale Verteidigungsarmee. Obwohl ich streng genommen kein Mitglied der Kolonialen Verteidigungsarmee bin, wurde ich von der KVA ermächtigt, Ihre Einführung zu leiten. Also können Sie mich für die folgenden Tage

als Ihren vorgesetzten Offizier betrachten. Ich weiß, dass viele von Ihnen erst vor kurzem mit dem letzten Shuttle eingetroffen sind und sich gerne ausruhen würden, während sich andere schon einen ganzen Tag lang in diesem Schiff aufhalten und wissen möchten, wie es weitergeht. Im Interesse beider Gruppen werde ich mich kurz fassen.

In etwa einer Stunde wird die KVAS *Henry Hudson* den Erdborbit verlassen und sich auf den ersten Skip zum Phoenix-System vorbereiten, wo wir einen kurzen Zwischenstopp einlegen, um noch einmal Vorräte aufzunehmen. Danach fliegen wir weiter nach Beta Pyxis III, wo Ihre Ausbildung beginnen wird. Keine Sorge, ich erwarte nicht, dass Ihnen diese Namen etwas sagen. Sie müssen nur wissen, dass wir etwas mehr als zwei Tage benötigen werden, um unseren ersten Skip-Punkt zu erreichen, und in dieser Zeit wird man Sie mehreren psychischen und physischen Tests unterziehen. Ihr Zeitplan wird jetzt an ihre PDAs übertragen. Bitte schauen Sie ihn sich bei Gelegenheit an. Außerdem wird Ihr PDA Ihnen jederzeit den Weg zeigen, so dass Sie sich keine Sorgen machen müssen, sich zu verlaufen. Wer von Ihnen erst vor kurzem in der *Henry Hudson* eingetroffen ist, kann sich vom PDA sagen lassen, welches Quartier ihm oder ihr zugewiesen wurde.

Außer dass Sie sich in Ihrem Quartier efinden, wird von Ihnen heute Abend nichts weiter erwartet. Viele von Ihnen haben eine lange Reise hinter sich, und wir möchten, dass Sie für die morgigen Tests ausgeruht sind. Dies ist ein guter Moment, um Sie auf die Bordzeit hinzuweisen, die der Kolonialen Standardzeit entspricht. Jetzt ist es« – er sah auf seine Uhr – »einundzwanzig Uhr achtunddreißig KSZ. Ihr PDA ist auf die Bordzeit eingestellt. Ihr Tag beginnt morgen mit dem Frühstück in der Messe, von sechs Uhr bis sieben Uhr dreißig. Danach folgen die Tests und die physische Verbesserung. Die Teilnahme am Frühstück ist nicht zwingend, da Sie noch nicht dem militärischen Zeitplan unterworfen sind, aber ich empfehle Ihnen dringend, daran teilzunehmen, da Sie morgen ein langer Tag erwartet.

Wenn Sie Fragen haben, kann ihr PDA Sie mit dem Informationssystem der *Henry Hudson* verbinden, wobei das KI-Interface Ihnen assistieren wird. Schreiben Sie einfach mit dem Stift die Frage auf oder sprechen Sie sie ins Mikrophon ihres PDA. Außerdem finden Sie auf jedem Deck Mitarbeiter der Kolonialen Union. Bitte zögern Sie nicht, sie um Unterstützung zu bitten. Nach Maßgabe Ihrer persön-

lichen Informationen ist unserem medizinischen Personal bekannt, welche Probleme oder Bedürfnisse Sie haben, und gegebenenfalls hat man sich für heute Abend mit Ihnen in Ihren Quartieren verabredet. Schauen Sie in Ihrem PDA nach. Andererseits können auch Sie jederzeit die Krankenstation aufsuchen. Diese Messe wird die ganze Nacht geöffnet sein, auch wenn sie erst zum morgigen Frühstück wieder den normalen Betrieb aufnehmen wird. Auch die Zeiten und Speisekarten können Sie mit Ihrem PDA abrufen. Schließlich möchte ich noch darauf hinweisen, dass Sie alle ab morgen Ihre KVA-Rekrutenausrüstung tragen sollten, die zurzeit in ihre Quartiere geliefert wird.«

Campbell machte eine kurze Pause und bedachte uns alle mit etwas, das er vermutlich für einen bedeutungsvollen Blick hielt. »Im Namen der Kolonialen Union und der Kolonialen Verteidigungsarmee heiße ich Sie als neue Mitbürger und als unsere neuesten Soldaten willkommen. Gott segne Sie alle und schütze Sie auf Ihren künftigen Wegen.

Falls Sie zuschauen möchten, wie wir den Orbit verlassen, suchen Sie bitte das Auditorium auf dem Beobachtungsdeck auf. Dort können Sie alles über die Videoeinspielung verfolgen. Das Auditorium ist recht groß und reicht für sämtliche Rekruten aus, also wird jeder von Ihnen einen Sitzplatz erhalten. Die *Henry Hudson* entwickelt eine beträchtliche Geschwindigkeit, so dass die Erde zum morgigen Frühstück nur noch eine kleine Scheibe und zu Mittag nicht mehr als ein heller Punkt am Himmel sein wird. Das ist wahrscheinlich Ihre letzte Chance, einen Blick auf Ihre Heimatwelt zu werfen. Wenn Ihnen das etwas bedeutet, empfehle ich Ihnen, es sich anzusehen.«



»Und wie ist dein Zimmergenosse?«, fragte Harry mich, als er neben mir im Auditorium Platz nahm.

»Darüber möchte ich lieber nicht reden.« Ich hatte meinen PDA konsultiert, um mich zu meinem Quartier führen zu lassen, wo mein Zimmergenosse bereits seine Sachen verstaute. Es war Leon Deak. Er sah mich nur kurz an, sagte: »Ach, schau mal einer an, der Biblexperte«, und ignorierte mich dann geflissentlich, was in einem zehn mal zehn Fuß großen Raum gar nicht so einfach war. Leon hatte bereits die untere Kojen okkupiert (was zumindest für fünfundsechzig Jahre

alte Knie die bevorzugte ist). Ich warf meine Reisetasche auf die obere Koje, nahm meinen PDA und suchte Jesse, die auf dem gleichen Deck untergebracht war. Ihre Zimmergenossin, eine nette Dame namens Maggie, ging gerade, um den Aufbruch der *Henry Hudson* zu verfolgen. Ich sagte Jesse, mit wem ich gestraft war. Sie lachte nur.

Sie lachte wieder, als sie Harry die Geschichte weitererzählte, der mir mitfühlend auf die Schulter klopfte. »Nimm's nicht allzu tragisch. Es ist ja nur, bis wir Beta Pyxis erreicht haben.«

»Wo auch immer das sein mag«, sagte ich. »Wer ist dein Zimmergenosse?«

»Das kann ich dir leider nicht sagen. Er hat bereits geschlafen, als ich eintraf. Auch er hat die untere Koje genommen, dieser Mistkerl.«

»Meine Zimmergenossin ist einfach nur nett«, sagte Jesse. »Sie hat mir sofort einen Keks angeboten, als wir uns begegneten. Ihre Enkeltochter hat sie als Abschiedsgeschenk für sie gebacken.«

»Mir hat sie keinen Keks angeboten«, sagte ich.

»Sie muss ja auch nicht mit dir zusammenleben, nicht wahr?«

»Wie war der Keks?«, fragte Harry.

»Wie versteinertes Teig«, sagte Jesse. »Aber darum geht es nicht. Es geht darum, dass ich die beste Zimmergenossin von uns allen habe. Ich bin etwas Besonderes. Schaut mal, da ist die Erde.« Sie zeigte auf die riesige Videoleinwand des Auditoriums, die in diesem Moment zum Leben erwachte. Die Erde hing in bemerkenswerter Wiedergabetreue über uns. Der Videoschirm war ein Meisterwerk der Technik.

»Ich wünschte, ich hätte einen solchen Schirm in meinem Wohnzimmer gehabt«, sagte Harry. »Dann hätte ich die beliebtesten Super-Bowl-Partys in der Nachbarschaft veranstalten können.«

»Schaut sie euch an«, sagte ich. »Das ist der Ort, wo wir unser ganzes bisheriges Leben verbracht haben. Dort leben oder lebten alle Menschen, die uns etwas bedeuten. Und jetzt verlassen wir diese Welt. Dabei müsst ihr doch etwas empfinden.«

»Ich bin aufgeregt«, sagte Jesse. »Und traurig. Aber nicht übermäßig.«

»Traurig bin ich nicht«, sagte Harry. »Dort gab es für mich nichts mehr zu tun, außer älter zu werden und zu sterben.«

»Du weißt, dass du trotzdem jederzeit sterben kannst«, sagte ich. »Du bist in den Militärdienst eingetreten.«

»Ja, aber ich werde nicht als alter Mann sterben«, sagte Harry. »Ich

erhalte eine zweite Chance, jung zu sterben und eine schöne Leiche abzugeben. Das entschädigt mich dafür, dass ich diese Chance beim ersten Mal verpasst habe.«

»Du bist ein verdammter Romantiker«, sagte Jesse, ohne eine Miene zu verziehen.

»Da hast du verdammt recht«, sagte Harry.

»Wir nehmen Fahrt auf«, sagte ich.

Die Lautsprecher übertrugen die Kommunikation zwischen der *Henry Hudson* und der Kolonialstation, die genaue Anweisungen für den Abflug erteilte. Dann folgten ein tiefes Brummen und leichte Vibrationen, die wir durch die Sitze spürten.

»Das Triebwerk«, sagte Harry.

Jesse und ich nickten.

Dann wurde die Erde auf dem Videoschirm langsam kleiner. Sie war immer noch riesig und strahlend blau und weiß, aber sie nahm unverkennbar bereits einen etwas kleineren Teil der Projektionsfläche ein. Wir sahen stumm zu, wie sie schrumpfte, sämtliche paar hundert Rekruten, die zu diesem Anlass ins Auditorium gekommen waren. Ich blickte zu Harry, dessen Kaltschnäuzigkeit sich in stille Nachdenklichkeit verwandelt hatte. Jesse lief eine Träne über die Wange.

»He«, sagte ich und griff nach ihrer Hand. »Nicht übermäßig traurig, ja?«

Sie sah mich lächelnd an und hielt meine Hand fest. »Nein«, sagte sie mit heiserer Stimme. »Nicht übermäßig. Aber ein bisschen. Wenigstens ein bisschen.«

Wir saßen noch eine Weile da und beobachteten, wie alles, was wir jemals gekannt hatten, auf dem Videoschirm immer kleiner wurde.



Ich hatte meinen PDA darauf eingestellt, mich um sechs Uhr zu wecken, was er tat, indem er leise Musik aus den winzigen Lautsprechern erklingen und allmählich lauter werden ließ, während ich erwachte. Ich schaltete die Musik aus, stieg leise von der oberen Kojen hinunter und suchte dann im Schrank nach einem Handtuch, wobei ich das kleine Licht im Schrank einschaltete. Dort hingen die Rekrutenanzüge für Leon und mich, zwei Trainingsjacken und -hosen im Hellblau der Kolonialen Union, zwei hellblaue T-Shirts, zwei Bundhosen im Chino-Stil, zwei Paar weiße Socken, Unterwäsche

und blaue Turnschuhe. Offenbar bestand für uns zwischen hier und Beta Pyxis kein Anlass, eine richtige Uniform zu tragen. Ich zog mir eine Trainingshose und ein T-Shirt an, schnappte mir ein Handtuch – auch davon hingen mehrere im Schrank – und lief den Gang zur Dusche hinunter.

Als ich zurückkehrte, brannte das Licht, aber Leon lag immer noch in seiner Koje. Offenbar war die Beleuchtung automatisch angegangen. Ich zog mir eine Trainingsjacke über das T-Shirt und ergänzte mein Outfit um Socken und Turnschuhe. Nun war ich zum Joggen bereit oder was auch immer ich an diesem Tag zu tun hatte. Aber zuerst frühstücken. Auf dem Weg nach draußen gab ich Leon einen Schubs. Er war ein Drecksack, aber selbst Drecksäcke verschliefen vielleicht nicht gerne eine Mahlzeit. Ich fragte ihn, ob er nicht frühstücken wollte.

»Was?«, sagte er schlaftrunken. »Nein. Lass mich in Ruhe.«

»Bist du dir sicher, Leon? Du weißt doch, was man über das Frühstück sagt. Dass es die wichtigste Mahlzeit des Tages ist und so weiter. Komm schon. Du brauchst Energie.«

Leon brummte unwillig. »Meine Mutter ist schon seit dreißig Jahren tot, und soweit ich weiß, ist sie nicht in deinem Körper zurückgekehrt. Also verschwinde endlich und lass mich weiterschlafen.«

Es erleichterte mich, dass Leon nichts von seinem Schneid verloren hatte. »Gut«, sagte ich. »Ich bin nach dem Frühstück wieder da.«

Leon grunzte und drehte sich um. Ich verließ unser Quartier.

Das Frühstück war phänomenal, und das sage ich als jemand, der mit einer Frau verheiratet war, die ein Frühstücksbüfett zubereiten konnte, bei dessen Anblick selbst Gandhi eine Fastenzeit unterbrochen hätte. Ich aß zwei Belgische Waffeln, die golden, knusprig und leicht waren, gewälzt in Puderzucker und Sirup, der wie echter Vermont-Ahornsirup schmeckte (und wenn Sie nicht genau wissen, ob Sie schon einmal Vermont-Ahornsirup hatten, dann hatten Sie noch nie welchen). Dazu kam ein Klecks cremiger Butter, die kunstvoll zerschmolz und die tiefen quadratischen Senken der Waffel ausfüllte. Des weiteren halb durchgebratene und gewendete Spiegeleier, die tatsächlich halb durchgebraten waren, vier Scheiben aus dickem, in braunem Zucker eingelegtem Schinken, Orangensaft von einer Frucht, die offenbar gar nicht bemerkt hatte, dass sie ausgepresst wurde, und eine Tasse frischen Kaffees.

Ich kam mir vor, als wäre ich gestorben und in den Himmel gekommen. Da ich auf der Erde nun offiziell tot war und mit einem Raumschiff durch das Sonnensystem flog, lag ich damit vermutlich gar nicht so weit daneben.

»Mein Gott!«, sagte der Kerl, der neben mir am Tisch saß, als ich mit meinem voll beladenen Tablett zurückkehrte. »So viel Fett auf nur einem Tablett. Die besten Zutaten für einen Herzinfarkt. Ich bin Arzt, müssen Sie wissen.«

»Aha«, sagte ich und zeigte auf sein Tablett. »Das sieht nach einem Omelett aus vier Eiern aus, womit Sie sich da abmühen. Mit ungefähr je einem Pfund Schinken und Cheddar.«

»Tu nicht, was ich tue, sondern was ich sage.« Das war mein Motto als praktizierender Arzt. Wenn mehr meiner Patienten auf mich gehört hätten, statt meinem traurigen Vorbild zu folgen, wären sie jetzt noch am Leben. Das ist eine Lektion, die uns allen zu denken geben sollte. Ich bin übrigens Thomas Jane.«

»John Perry.« Ich schüttelte ihm die Hand.

»Angenehm«, sagte er. »Aber auch ein wenig traurig, denn wenn Sie das alles wirklich essen, werden Sie innerhalb der nächsten Stunde einen Herzinfarkt erleiden.«

»Hören Sie nicht auf ihn, John«, sagte die Frau, die uns gegenüber saß. Ihr Teller wies die Spuren vertilgter Pfannkuchen und Würste auf. »Tom versucht Sie nur zu bewegen, ihm etwas von Ihrem Tablett abzugeben, damit er sich nicht noch einmal in die Schlange einreihen muss. Auf diese Weise habe ich die Hälfte meiner Würste verloren.«

»Die Anschuldigung ist genauso irrelevant, wie sie wahr ist«, sagte Thomas indigniert. »Ja, ich gebe zu, dass ich diese Belgische Waffel begehre. Das kann und will ich nicht abstreiten. Aber wenn ich meine Arterien opfere, um sein Leben zu verlängern, ist es mir die Sache wert. Betrachten Sie es als kulinarisches Äquivalent des Falls, bei dem sich jemand auf eine Granate wirft, um seinen Kameraden zu retten.«

»Die meisten Granaten dürften nicht in Sirup getränkt sein«, gab sie zurück.

»Vielleicht sollte man das einführen«, sagte Thomas. »Dann würde es viel mehr Selbstlosigkeit geben.«

»Hier.« Ich schnitt eine Hälfte von einer Waffel ab. »Damit Sie etwas haben, wofür Sie sich opfern können.«

»Ich werde mich mit dem Gesicht darauf werfen«, versprach Thomas.

»Wir alle sind zutiefst erleichtert, das zu hören«, erwiderte ich.

Die Frau auf der anderen Seite des Tisches stellte sich als Susan Reardon vor. Sie stammte aus Bellevue, Washington. »Wie finden Sie unser bisheriges kleines Weltraumabenteuer?«

»Wenn ich gewusst hätte, dass die Verpflegung so gut ist, hätte ich versucht, mich schon vor Jahren rekrutieren zu lassen. Wer hätte gedacht, dass das Essen in der Armee so exzellent ist?«

»Ich glaube eher, dass wir noch gar nicht richtig in der Armee sind«, sagte Thomas mit einem Bissen von der Belgischen Waffel im Mund. »Das hier dürfte so etwas wie das Wartezimmer der Kolonialen Verteidigungsarmee sein, falls Sie verstehen, was ich damit meine. Und ich glaube auch nicht, dass wir später immer noch in Turnschuhen herumschlurfen werden.«

»Sie meinen, man lässt es sachte angehen?«, fragte ich.

»Genau. Sehen Sie, in diesem Schiff sind tausend Leute versammelt, die sich völlig fremd sind. Alle haben ihre Heimat, ihre Familie, ihren Beruf verloren. Das ist ein verdammt schwerer psychischer Schock. Das mindeste, was man für uns tun kann, ist eine exzellente Mahlzeit, damit wir nicht zu viel darüber nachdenken.«

»John!« Harry hatte mich aus der Schlange erspäht. Ich winkte ihn an unseren Tisch. Er kam mit seinem Tablett, gefolgt von einem anderen Mann.

»Das ist mein Zimmergenosse, Alan Rosenthal«, stellte er ihn vor.

»Auch als ehemalige Schönheitskönigin bekannt«, sagte ich.

»Von dieser Aussage trifft ungefähr die Hälfte zu«, sagte Alan. »Ich bin in der Tat eine umwerfende Schönheit.« Ich machte Harry und Alan mit Susan und Thomas bekannt.

Thomas schnalzte tadelnd mit der Zunge, als er ihre Tablettts musterte. »Da kündigen sich zwei weitere Herzinfarkte an.«

»Wirf Tom lieber ein paar Schinkenstreifen zu, Harry«, sagte ich. »Sonst hört er nie mit diesen Sprüchen auf.«

»Ich höre es gar nicht gern, wenn man andeutet, dass ich mich mit Essbarem bestechen lasse.«

»John hat überhaupt nichts angedeutet«, sagte Susan. »Es war eine ziemlich klare Tatsachenfeststellung.«

»Ich weiß, dass die Zimmergenossenlotterie für dich schlecht aus-

gegangen ist«, sagte Harry zu mir, während er Thomas zwei Stück Schinken abgab, die dieser mit ernster Miene entgegennahm. »Aber ich habe das große Los gezogen. Alan ist theoretischer Physiker. Hochintelligent.«

»Und umwerfend schön«, fügte Susan hinzu.

»Danke für die Erwähnung dieses Details«, sagte Alan.

»Mir scheint, an diesem Tisch haben sich insgesamt recht intelligente Erwachsene versammelt«, sagte Harry. »Was glaubt ihr, was uns heute bevorsteht?«

»Ich soll um Punkt acht zu einer ärztlichen Untersuchung antanzen«, sagte ich. »Ich glaube, das gilt für uns alle.«

»Richtig«, sagte Harry. »Aber ich frage euch, was das alles eurer Ansicht nach zu *bedeuten* hat. Glaubt ihr, dass heute unsere Verjüngungstherapie beginnt? Ist heute der Tag, an dem wir aufhören, alt zu sein?«

»Wir wissen nicht, ob wir wirklich nicht mehr alt sein werden«, sagte Thomas. »Wir alle gehen davon aus, weil wir uns vorstellen, dass Soldaten jung sein sollten. Aber denkt einmal genauer darüber nach. Keiner von uns hat jemals einen Soldaten der Kolonialen Verteidigungsarmee gesehen. Wir gehen nur von Mutmaßungen aus, aber sie könnten völlig falsch sein.«

»Welchen Sinn hätte es, alte Soldaten kämpfen zu lassen?«, fragte Alan. »Wenn sie mich so, wie ich bin, in den Kampf schicken, weiß ich nicht, was sie sich davon versprechen. Ich habe Rückenprobleme. Als ich gestern von der Kabine der Bohnenstange zum Shuttlegate laufen musste, hätte ich es fast nicht überlebt. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich zwanzig Meilen mit Gepäck und Waffe marschieren soll.«

»Ich glaube, wir alle haben ein paar Reparaturen nötig«, sagte Thomas. »Aber das ist nicht dasselbe wie eine umfassende Verjüngung. Ich bin Arzt, und ich kenne mich ein bisschen damit aus. Man kann den menschlichen Körper leistungsfähiger machen und in jedem Alter in Bestform sein, aber jedes Alter hat seine natürlichen Grenzen. Mit fünfundsiebzig ist der Körper einfach nicht mehr so schnell, nicht mehr so beweglich, und er lässt sich nicht mehr so leicht reparieren wie in jüngeren Jahren. Natürlich kann ich immer noch erstaunliche Leistungen vollbringen. Ich will nicht prahlen, aber auf der Erde habe ich regelmäßig an Zehn-Kilometer-Läufen teilgenommen. Mein letz-

ter war vor einem knappen Monat. Und ich bin eine bessere Zeit gelaufen, als ich mit fünfundfünfzig gelaufen wäre.«

»Wie warst du mit fünfundfünfzig?«, fragte ich.

»Das ist der Punkt«, sagte Thomas. »Mit fünfundfünfzig war ich ein Fettkloß. Ich ließ mir ein neues Herz einsetzen und fing an, auf meine Gesundheit zu achten. Ich will darauf hinaus, dass ein durchtrainierter Fünfundsiebzigjähriger eine Menge leisten kann, ohne im eigentlichen Sinne ›jung‹ sein zu müssen, wenn er einfach nur gut in Form ist. Vielleicht braucht man genau solche Leute für diese Armee. Vielleicht sind alle anderen intelligenten Spezies in diesem Universum leichte Beute. Wenn das stimmt, könnte es tatsächlich sinnvoll sein, alte Soldaten in den Kampf zu schicken, weil junge Leute viel mehr Nutzen für die Gesellschaft haben. Sie haben noch ihr ganzes Leben vor sich, während man auf uns problemlos verzichten kann.«

»Also werden wir vielleicht alt bleiben, aber sehr, sehr gesund sein«, sagte Harry.

»Darauf will ich hinaus«, bestätigte Thomas.

»Hör auf damit. Damit reißt du mich runter«, sagte Harry.

»Ich werde die Klappe halten, wenn du mir deinen Obstsalat gibst«, sagte Thomas.

»Selbst wenn wir zu gesunden, durchtrainierten Fünfundsiebzigjährigen werden«, sagte Susan, »würden wir trotzdem immer älter werden. In fünf Jahren wären wir nur noch gesunde, durchtrainierte Achtzigjährige. Es muss eine Obergrenze geben, was unsere Tauglichkeit als Soldaten betrifft.«

Thomas zuckte mit den Schultern. »Wir haben uns für zwei Jahre verpflichtet. Vielleicht reicht es, wenn sie unsere Funktionsfähigkeit für diesen Zeitraum aufrechterhalten. Der Unterschied zwischen fünfundsiebzig und siebenundsiebzig Jahren ist nicht so groß wie zwischen fünfundsiebzig und achtzig. Oder zwischen siebenundsiebzig und achtzig. Jedes Jahr melden sich Hunderttausende von uns. Nach zwei Jahren ersetzen sie uns einfach durch eine Truppe aus ›jungen‹ Rekruten.«

»Wir können bis zu zehn Jahre lang verpflichtet werden«, sagte ich. »So steht es im Kleingedruckten. Das würde dafür sprechen, dass sie die technischen Möglichkeiten besitzen, uns über diesen Zeitraum fit zu halten.«

»Und sie haben unsere DNS gespeichert«, sagte Harry. »Vielleicht haben sie schon Ersatzteile für uns geklont oder etwas in der Art.«

»Das ist denkbar«, räumte Thomas ein. »Aber es würde viel Arbeit machen, jedes einzelne Organ, jeden Knochen, jeden Muskel, jeden Nerv von einem geklonten Körper in unseren zu transplantieren. Und danach hätten wir immer noch unsere alten Gehirne, die sich nicht transplantieren lassen.«

Thomas blickte sich um und erkannte, dass er den ganzen Tisch deprimiert hatte. »Ich will damit nicht sagen, dass wir auf gar keinen Fall wieder jung sein werden. Allein das, was wir in diesem Schiff sehen, überzeugt mich, dass die Koloniale Union weit bessere Technik besitzt, als wir zu Hause auf der Erde haben. Doch als Arzt muss ich sagen, dass ich mir nur schwer vorstellen kann, wie sich der Alterungsprozess auf so dramatische Weise umkehren ließe, wie wir alle zu glauben oder zu hoffen scheinen.«

»Die Entropie ist eine böse Hexe«, sagte Alan. »Es gibt fundierte Theorien, die diese Behauptung stützen.«

»Es gibt jedoch einen Beweis, der darauf hindeutet, dass man unseren körperlichen Zustand in jedem Fall verbessern wird«, sagte ich.

»Verrate ihn mir bitte ganz schnell«, sagte Harry. »Toms Theorie von der ältesten Armee der Galaxis verdirbt mir den Appetit.«

»Genau darum geht es«, sagte ich. »Wenn sie unsere Körper nicht reparieren könnten, würden sie uns kein Essen auftischen, dessen Fettgehalt die meisten von uns innerhalb eines Monats umbringen dürfte.«

»Das ist wahr«, sagte Susan. »Ein beeindruckendes Argument, John. Ich fühle mich schon viel besser.«

»Vielen Dank«, sagte ich. »Dieser Beweis stärkt mein Vertrauen in die Medizin der Kolonialen Verteidigungsarmee so sehr, dass ich mir noch einen Nachschlag holen werde.«

»Bring mir ein paar Pfannkuchen mit, wenn du sowieso gehst«, sagte Thomas.



»He, Leon«, rief ich und stieß gegen seine Fettmassen. »Steh auf. Die Schummerzeit ist vorbei. Du hast um acht eine Verabredung.«

Leon lag wie ein nasser Sack in seiner Koje. Ich verdrehte die

Augen, seufzte und bückte mich, um ihm einen stärkeren Schubs zu versetzen. Dabei fiel mir auf, dass seine Lippen blau waren.

Ach, du Scheiße!, dachte ich und schüttelte ihn. Keine Reaktion. Ich griff seinen Oberkörper und zog ihn von der Kojе auf den Boden. Er war furchtbar schwer.

Ich zog meinen PDA hervor und forderte medizinische Unterstützung an. Dann ging ich über ihm in die Knie und pumpte ihm per Mund-zu-Mund-Beatmung Luft in die Lungen und bearbeitete seinen Brustkorb, bis zwei Mediziner der KU eintrafen und mich von ihm wegzogen.

Mittlerweile hatte sich eine kleine Menge vor der offenen Tür versammelt. Ich sah Jesse und reichte ihr eine Hand, um sie in den Raum zu ziehen. Sie sah Leon am Boden liegen und schlug sich erschrocken die Hände vor den Mund. Ich drückte sie kurz an mich.

»Wie geht es ihm?«, fragte ich einen der Kolonialen, der seinen PDA konsultierte.

»Er ist tot«, sagte der Mann. »Schon seit einer Stunde. Sieht ganz nach einem Herzinfarkt aus.« Er steckte den PDA ein, stand auf und blickte auf Leon herab. »Armer Kerl. Hat es so weit geschafft, und dann macht seine Pumpe schlapp.«

»Wieder einer, der sich in letzter Minute freiwillig für die Geisterbrigade gemeldet hat«, sagte der andere Koloniale.

Ich warf ihm einen strengen Blick zu. Ich fand, dass ein Witz in diesem Moment von furchtbar schlechtem Geschmack zeugte.

4

»Dann wollen wir mal schauen«, sagte der Arzt und blickte, als ich sein Büro betrat, auf seinen recht großen PDA. »Sie sind John Perry, richtig?«

»Richtig.«

»Ich bin Dr. Russell«, sagte er und musterte mich von oben bis unten. »Sie sehen aus, als wäre gerade ihr Hund gestorben.«

»Nicht ganz. Es hat meinen Zimmergenossen erwischt.«

»Ach ja«, sagte er und blickte wieder auf seinen PDA. »Leon Deak.